Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



BÜCHER VON SAMMLUNG

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als für das Sommerhalbjahr besonders geeignet
* empfehlen wir nachstehende Bände unserer *

Illustrierten Taschenbücher für die Jugend:

Nr. 2. **Aquarium und Terrarium.** Bearbeitet von Hermann Lachmann. Mit 10 Tafeln und 76 Abbild. 21. Tausend.

Nr. 3. **Liebhaber-Photographie.** Bearbeitet von Dr. Georg Lehnert. Mit 60 Abbildungen. 20. Tausend.

Nr. 7. **Der Schmetterlingsammler.** Bearbeitet von Alexander Bau. Mit 98 Abbildungen. 11. Tausend.

Nr. 10. **Radfahren.** Bearbeitet von Dr. Georg Lehnert. Mit 67 Abbildungen. 13. Tausend.

Nr. 12. **Der junge Schiffbauer.** Bearbeitet von Schiffbaukonstrukteur Waap. Mit 10 Tafeln und 29 Abbildungen. 15. Tausend.

Nr. 18. **Das Mikroskop.** Bearbeitet von G. Scheriel. Mit 90 Abbild. 7. Tausend.

Nr. 19. **Lawn Tennis und andere Spiele.** Bearbeitet von Ph. Heineken. Mit 83 Abbildungen. 9. Tausend.

Nr. 22. **Der Käfersammler.** Bearbeitet von Alexander Bau. Mit 188 Abbildungen. 9. Tausend.

Nr. 28. **Der Mineraliensammler.** Bearbeitet von Dr. H. Wohlbold. Mit 71 Abbildungen. 5. Tausend.

Nr. 31. **Der Pflanzensammler.** Bearbeitet von Dr. Walter Voigtländer-Tetzner. Mit 39 Abbildungen. 5. Tausend.

Nr. 32. **Der junge Aviatiker.** Eine Anleitung zum Bau von Flugmodellen. Bearbeitet von Paul Hermuth. Mit 136 Abbildungen. 11. Tausend.

Preis jedes Bändchens nur 1 Mark. • Prospekte kostenlos.

Zu haben in



Zu der Novelle „Schwarz oder weiß“ von W. Harb. (S. 22)
Originalzeichnung von Professor A. Hoffmann.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schrift-stellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1916 *
Fünfter Band





Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis



Schwarz oder weiß?

Novelle von W. Harb

Mit Bildern von Professor A. Hoffmann



Fräulein Gertrud Haller stand auf dem geräumigen Dachboden des Oberlehrerhauses und ärgerte sich über einen losen Dachziegel. Gemeiniglich pflegt man darüber nicht sonderlich in Harnisch zu geraten, aber wie hier ersichtlich, kann es doch vorkommen. Es hatte auch damit eine besondere Bewandtnis. Die sehr ansehnliche und ohne Frage noch recht hübsche Dame war Haushälterin und entfernte Verwandte des Doktor Heinsius, wohlbestallten Oberlehrers am städtischen Gymnasium, voraussichtlich baldigen Professors. Sie zählte vierunddreißig Jahre, war energisch von Temperament und Charakter und eine tüchtige Wirtschafterin. Die schneeweiße Arbeitsschürze über ihrem dunklen Morgenrock stand ihr vorzüglich.

Der Gegenstand ihres Mißfallens war, wie erwähnt, ein gelockerter Dachziegel. Hob man diesen von seinem Platz, so entstand eine Lücke, und durch die Lücke bot sich ein freier Überblick über den Nachbargarten, in den man sonst nicht hineinsehen konnte wegen der hohen Bäume und des dichten Buschwerks.

Fräulein Haller öffnete den Mund zu dem entrüsteten Ausruf: „Aha! Das ist es also. Hab' ich mir doch etwas Ähnliches gedacht."

Auf ihrer weißen Stirne, die noch keine Runzel wies, zeigte sich jetzt zwischen den dunklen Brauen eine scharfe Falte. Natürlich begreift man nicht ohne weiteres den Grund ihres Zorns; der geringe Schaden am Haus hatte ihn nicht erregt. Nein, der Schaden lag tiefer, und der Dachziegel offenbarte ihn. Er enthüllte ihr ein Geheimnis, zu dem sie schon längst den Schlüssel suchte. Die Bodenexpedition hatte ihr eine Entdeckung gebracht, die ihre hochfliegenden Pläne durchkreuzte und ihr Behagen störte.

Unter Umständen kann also ein Loch im Dach von den schwerwiegendsten Folgen sein. Die Umstände aber waren diese: Seit einiger Zeit hatte Herr Doktor Heinsius, Oberlehrer am Gymnasium und baldiger Professor, merkwürdig viel und merkwürdig oft auf dem Boden seines Hauses zu schaffen. Dahin verstieg er sich früher nie, und dort hatte er ja auch nichts zu suchen. Jetzt verging kein Tag, an dem er nicht zum Söller hinaufkletterte und dort oben ziemlich lange, oft sogar sehr lange verweilte. Was wollte er da? Fräulein Haller zerbrach sich vergebens den Kopf. Da sie es nun mit ihren Hausfrauenpflichten sehr genau nahm und es als ihre vornehmste Aufgabe betrachtete, für das Wohl ihres Doktors zu sorgen, beschloß sie, der Geschichte auf den Grund zu kommen, und unterwarf den Boden in des Doktors Abwesenheit einer genauen Untersuchung, ohne jedoch etwas Auffälliges entdecken zu können. Der Boden unterschied sich in nichts von anderen Dachböden, und es gab dort gar nichts Beachtenswertes außer allerhand Truhen und

Kisten mit buntem Inhalt und abgelegtem Hausrat — freilich auch eine Bücherkiste mit schweinsledernen Schmökern war darunter, aber gänzlich verstaubt und von den Händen des Doktors sicherlich unberührt.

Die Sache war dunkel und rätselhaft, und die Bodenbesuche hörten nicht auf. Da fragte Fräulein Haller den Doktor von Angesicht zu Angesicht nach der Ursache und war ein wenig erstaunt, daß er bis an die Haarwurzeln errötete und eine Ausrede vorbrachte, die wenig glaubhaft klang.

Das war beunruhigend. Denn wenn gelahrte Doktoren, die dicht vor dem Professor stehen, anfangen rot zu werden und ungereimte Dinge reden, dann liegt ohne Frage etwas Besonderes vor. Fräulein Haller witterte Gefahr.

Gefahr? Nun ja, es ist doch kein seltenes Vorkommnis, im Gegenteil eine alltägliche Erscheinung, daß hübsche, guterhaltene Hausdamen den Gedanken verfolgen, die untergeordnetere Stellung der Haushälterin mit der angeseheneren und angenehmeren einer Frau Doktor oder Frau Professor zu vertauschen. Fräulein Hallers eifrige Wünsche und Bestrebungen bewegten sich in dieser Richtung, und ihre Arbeit war nicht erfolglos gewesen. Im Städtchen redete man bereits von dem bevorstehenden Ereignis, und so durfte sie den gesegneten Tag nicht mehr ganz fern wähnen, an dem Herr Doktor Karl Heinsius, den inneren Wert und die erprobte Tüchtigkeit seines Hausgeistes erkennend, ihr den ihr gebührenden Platz an seiner Seite einräumen und anbieten werde.

Den gebührenden! Fräulein Haller war felsenfest überzeugt, daß keine Frau für den künftigen Herrn Professor besser passe als sie selber. Sie war aus guter

Familie, von ansehnlichem Äußeren und unterrichtet genug, um sich für die Lebensaufgaben des Herrn Doktors erwärmen zu können; sie hatte gerade das richtige Alter für ihn, und wo fand sich eine zweite, die seine Liebhabereien und Neigungen so kannte und so beflissen war um sein leibliches Wohl?

Der Doktor hätte ja etwas wärmer sein können und etwas rascher mit seinen Entschlüssen. Er hatte eine reichlich schwerfällige Art. Man mußte Geduld haben. Aber im Traum durfte man schon die Rolle der Frau Professor Doktor Heinsius spielen. Zuweilen glitschte Fräulein Gertruds Seele hinüber in noch nebelhafte Zukunftsvorstellungen, und ihre Gedanken verdichteten sich zu angenehmen Träumen.

„Guten Tag, meine liebe Frau Professor, wie geht es Ihnen?“

„Besten Dank, Frau Geheimrat, ausgezeichnet. Ist Ihnen das Diner bei Direktors gut bekommen? Was macht Ihr lieber Mann und die Kinderchen?“

Fräulein Gertrud war ein klares Mädchen mit nüchternem Verstand, doch wenn ihre Phantasie auf dieses Geleise geriet, ging sie mit ihr durch. Es war zu einsam in dem Doktorhause. In Gesellschaften ging man nicht und gab auch keine. Der Verkehr war spärlich und durchweg gelehrter Art. Man vergrub sich in Bücher und Schriften und suchte nicht genug Erholung. Das mußte natürlich ganz anders werden. Mit beiden Füßen wollte sie hineinspringen ins Leben, und in der Ferienzeit im Sommer und im Herbst sollte sich ihr die schöne Welt draußen auftun. Was hatte sie denn bisher gesehen? Über die heimatliche Provinz war sie noch nicht hinausgekommen. Sie

packte in Gedanken den Reisekoffer und fuhr in die Schweiz, nach Tirol — an die See —

Das alles stand auf dem Spiel. In diese Träume plumpste rücksichtslos ein ganz gewöhnlicher Dachziegel und zerdrückte mit roher Gewalt die zarten Luftgespinste.

Wenn man den losen Ziegel beiseite schob, hatte man den Blick frei auf die kiesbestreuten Wege eines kleinen, parkartigen Gartens, von dem man jeden Morgen viele gelbe und braune Blätter wegfegen mußte, doch blühten die Rosen noch immer in voller Pracht. Auf diesen Wegen schritt eine in Schwarz gekleidete Frauengestalt, nicht mit den gemessenen Bewegungen einer bedächtigen Matrone, sondern mit der Leichtigkeit holder Jugend. Ihr hochblondes Haar, zu einem dicken Knoten im Nacken verschlungen, leuchtete auf, wenn das junge Weib aus dem dunkelnden Schatten der hohen Bäume auf die freien Wege hinaustrat, wo die hochstämmigen Rosen standen, und wo vielfarbige Blumenbeete ihre Wohlgerüche in die Lüfte sendeten. Mit einem kleinen, scharfen Messer trennte sie die Blüten von den Zweigen und legte sie in ein zierliches Körbchen, um sie später zum Strauße zu ordnen.



Sie war sehr schön von Angesicht und bot in ihrer Geschäftigkeit einen reizenden Anblick, doch nicht für Fräulein Gertrud, die ihr kühles Gleichgewicht verlor und aus den dunklen Augen heftige Blitze hinunterschoß in den Garten.

„Schlange! Hexe!" zischte sie zwischen den Lippen hervor.

Nach diesem bildsauberen jungen Weibe guckte sich also „ihr" Doktor alle Tage die Augen aus. Das war nicht bloße Vermutung oder Vorspiegelung der Eifersucht, sondern in Verbindung mit anderen verdächtigen Tatsachen ergab sich als unanfechtbarer Tatbestand: ihr Doktor war in die schöne Nachbarin heftig verliebt. Er, der Fünfundvierzigjährige, in die kaum Zwanzigjährige.

Sie zählte die Beweise dafür zusammen: er war, besonders in den letzten Tagen, außerordentlich zerstreut und abwesend, mehr als sich für einen Gelehrten und angehenden Professor ziemte. Er ging mehr als sonst aus und sagte nie, wohin. Er betrieb wunderliche Allotria; auf seinem Schreibtisch, den Fräulein Gertrud täglich aufräumte, ohne seine wissenschaftlichen Kreise zu stören, hatte sie mehr als einmal recht unwissenschaftliche Kritzeleien und rätselhafte Malereien gefunden. Die Buchstaben G. W. waren darin in allen möglichen Verschnörkelungen vertreten. Die schöne Nachbarin aber hieß mit ihrem Mädchennamen Gisela Wehrtz.

Er hatte ihr in jener Zeit, als sie noch nicht Frau Gisela Frontheim geworden war, Unterrichtsstunden gegeben. Die Beziehungen waren schon alt. Es war sonnenklar: schon damals hatte der ernste Lehrer für seine wunderliebliche Schülerin eine offenbar nie ganz

erloschene Neigung gefaßt. Die Schülerin hatte freilich einen anderen genommen, aber die Ehe war nur sehr kurz gewesen. Georg Frontheim war gleich zu Beginn des Krieges in Rußland gefallen. Nun war sie seit über einem Jahr Witwe, und in dem Doktor züngelten die alten Flammen wieder hoch. Das war eine geschlossene Kette von Beweisen.

Fräulein Gertrud bäumte sich gegen diese Schicksalsfäden auf, die ihren eigenen Absichten schnurstracks zuwiderliefen. Sie wollte handeln, sie wollte nicht ohne Kampf das Feld räumen.

Es gibt Frauen, die nur leiden können und alles über sich ergehen lassen; Fräulein Gertrud Haller gehörte zur Art derer, denen gerade in der Stunde der Gefahr die Flügel wachsen. Sie setzte den Ziegel wieder an seine Stelle, nachdem die schöne Schlange mit ihrer zarten Last im Hause verschwunden war, sich gelobend, daß das Loch noch am selbigen Tage verklebt und dicht gemacht werden sollte. Diese bequeme Quelle, aus der seine Verliebtheit immer neue Nahrung schöpfte, sollte ihm zunächst verstopft werden. Dann ging sie hinunter.

Ihr Doktor saß am Frühstückstisch und studierte seine Postsachen.

„Guten Morgen,“ sagte sie in ruhiger Freundlichkeit und versah ihre hausfraulichen Pflichten. Dann schoß sie unvermittelt den ersten Pfeil auf ihn ab. „Auf dem Boden ist das Dach nicht dicht. Der Maurer muß kommen und die Stelle ausbessern.“

Sie beobachtete ihn; der Pfeil hatte gesessen. Sein bleiches Gesicht bekam plötzlich Farbe, und seine Augen flackerten. Er zappelte an der Angel. Sie nahm den zweiten Pfeil und schoß ihn ab. „Man kann von da

oben bequem in den Nachbargarten schauen. Frau Frontheim ging darin spazieren und pflückte sich Rosen ab."

Der Pfeil saß noch besser. Der Doktor sprang ab und griff hastig nach seinen Papieren. Eins davon hielt er ihr hin. „Lesen Sie, Fräulein Gertrud — meine Ernennung zum Professor."

Nun war die Überraschung an ihr. „Ach," sagte sie — „endlich. Das haben Sie redlich verdient, Herr Doktor — Herr Professor." Sie reichte ihm die Hand hin, die er ergriff und gleich wieder losließ. „Das wollen wir feiern."

„Ach," erwiderte er — „ich bin an der Reihe und habe das Dienstalter."

Seine neue Würde schützte ihn nicht vor ihren gut gezielten Geschossen, die sie, eines nach dem anderen, auf ihn beharrlich absandte. Er suchte zwar immer von ihrem Thema abzukommen, aber es gelang ihm nicht. Er mußte stillhalten, und ihr bereitete es ein Vergnügen, freilich ein selbstmörderisches, aus seiner Verlegenheit seinen Zustand immer deutlicher zu erkennen.

„Verkehrten Sie nicht früher viel im Nachbarhause, als Frau Frontheim noch Mädchen war?" fragte sie harmlos. „Waren Sie nicht ihr Lehrer? Haben Sie sie zuweilen wiedergesehen? Wie trägt sie eigentlich ihren großen Schmerz?"

Der „Professor" antwortete gequält und tropfenweise; sein Benehmen tilgte ihre letzten Zweifel und Hoffnungen.

Wie weit war nun diese Liebesgeschichte eigentlich gediehen? fragte sie sich. Begnügte er sich mit stummer Anbetung, oder waren sie schon weiter? Hatte er da etwas zu hoffen? Das mußte sie herauskriegen.

Professor Doktor Heinsius kürzte die Unterhaltung ab und ging hinauf in sein Arbeitszimmer. Hätte Fräulein Haller durch Wände hindurchsehen können, sie hätte eine zum Erschrecken deutliche Antwort auf ihre Frage gefunden. Denn der Professor zog eine Schublade des Schreibtisches auf und entnahm ihr einen fertig geschriebenen Brief, dem nur noch Hülle, Aufschrift und Marke fehlte, und den er noch nicht den Mut gefunden hatte an seine Adresse abzusenden. Die Adressatin aber war niemand anders als Frau Gisela Frontheim geborene Wehrtz.

Ja, ihr Doktor war im Begriff, einen folgenschweren Schritt zu tun. Und er gestand sich im stillen, daß es eine tausendmal leichtere und einfachere Aufgabe sei, eine quadratische Gleichung mit soundsoviel Unbekannten zu lösen, als der Auserwählten und Herzbegehrten in aller Form einen Antrag zu machen. Er hatte den schriftlichen Weg vorgezogen, vermutlich weil er sich's mündlich nicht getraute.

Da wird ihn keiner schelten und bespötteln, der einmal in ähnlicher Lage war. Hochweise und gelahrte Männer haben den Antrag für das mißlichste und schwierigste Ding unter der Sonne erklärt. Damit, daß man schon über die Fünfundvierzig ist, wird die Sache beileibe nicht besser. Sonst ist es ja wohl richtig, daß man jedes Ding in der Welt mit zunehmendem Alter besser versteht, aber Liebessachen machen eine Ausnahme. Da hat die Jugend das Vorrecht, und ein Primaner löst die Exempel besser als sein Professor.

Das empfand Doktor Heinsius deutlich, und deshalb seufzte er ein wenig, als wenn er das Staatsexamen noch vor sich hätte und wünschte, daß es überstanden wäre. Sein Konto stand ja gewiß nicht schlecht, aber

es hatte, wie jedes Konto, Aktiva und Passiva zu verzeichnen.

Wenn er vor den Spiegel trat, so zeigte der ihm seine Passiva. Er sah doch schon ein wenig ältlich aus, viel zu würdig und professorenhaft, und dem Idealphantasiegebilde eines jungen Weibes mochte er wohl nicht so ganz entsprechen. Eine scharfe Brille trug er auf den kurzsichtigen Augen; er hatte eine sehr deutlich sichtbare Glatze und merklich angegraute Haare. Mit einem glatten, rosigen Gesicht und wallendem Haarschopf ist man kecker und sieghafter.

Den Umgang mit Damen hatte er sträflich vernachlässigt. Auch im Mai seines Lebens war Doktor Heinsius nie ein Courmacher und Schwerenöter gewesen, und jetzt, auf der Mittagshöhe seines Daseins, genoß er kaum einen anderen weiblichen Verkehr als die treue Fürsorge und Bemutterung seines Hausgeistes. Dabei befand er sich ja eigentlich außerordentlich wohl, und eine Änderung des Zustandes wäre ihm gar nicht wünschenswert erschienen, wenn ihn nicht Leidenschaft und Liebe verhext hätten. Er hatte sie schon begraben und eingekapselt — nun waren sie wieder lebendig geworden und verlangten gebieterisch ihre Rechte.

Seit Gisela Wehrtz — er nannte sie unwillkürlich immer noch bei ihrem Mädchennamen — ihm nicht mehr fern und unerreichbar war, kämpfte er vergebens. Er war gar nicht Herr seines Willens.

Durfte er's denn wagen? Er, der Fünfundvierzigjährige? Das mußte er allein wissen. Und er zählte noch einmal seine Aktiva zusammen. Ein Professor am Gymnasium hat solche in seiner Stellung, seinem Wissen, seinen Einkünften, und Hunderte von Mädchen

besinnen sich gar nicht lange, wenn ein gesetzter Mann in Rang und Würden sie um ihr Jawort anspricht. Aber Heinsius besaß wohl noch mehr Beglückendes und Ermutigendes. Unwägbare Kleinigkeiten, die die Liebe sich zurechtlegt als welterschütternde Begebenheiten, ein Lächeln, ein Händedruck, ein liebes Wort — jene entzückende Ahnung vom Geliebtsein und Wiedergeliebtwerden, die man so zart und doch so gewiß empfindet. Oder täuschte er sich? Er hatte ja Gisela häufig gesehen und gesprochen in letzter Zeit, ohne daß Fräulein Gertrud Haller davon wußte, und jedesmal war er mit beunruhigterem Kopf nach Hause gekommen.

Die alten Zeiten waren wiedergekehrt. Ach, die alten Zeiten! Sie stiegen vor ihm auf. —

„Würden Sie die große Güte haben, Herr Doktor, und meiner Tochter noch einige Unterrichtsstunden erteilen?" so fragte ihn damals Frau Wehrtz, die Mutter der blonden Gisela, „sie wird in wenigen Tagen aus dem Erziehungsheim zurückkehren. Sie ist ein liebes Ding, aber ist noch lange nicht fertig und hat noch viel nötig. Ich weiß, Sie bringen ein großes Opfer Ihrer Zeit, aber dennoch wage ich die Bitte: widmen Sie sich wöchentlich Gisela ein paar Stunden und suchen Sie sie noch zu fördern und erzieherisch auf sie einzuwirken — ich habe so großes Vertrauen zu Ihnen."

Doktor Heinsius war gerade in eine große wissenschaftliche Privatarbeit vertieft und willfahrte ungern. Überredungskünsten erlag er.

„Verfügen Sie über mich, gnädige Frau."

Es begann seine Rosen- und Dornenzeit.

An einem berauschend schönen Frühlingstage wurde er in den Nachbargarten geführt, darin eine junggrüne Laube zum Unterrichtsgemach hergerichtet war. Da sah

er das junge Mädchen zum erstenmal. Lieblich errötend stand sie vor ihm. So reizend und hinreißend schön erschien sie ihm in ihrer rosigen Frische, daß ihm der Blick verwirrt und geblendet wurde wie einem, der unversehens in die helle Sonne schaut. Ein weißes Spitzenkleid umschloß ihre Glieder, und üppigreiches goldenes Haar umgab ihr das Haupt wie eine Krone. Er überwand schwer seine Befangenheit und hatte Mühe, für den beginnenden Unterricht seinen gründlichen Ernst zu bewahren. Und mit jedem neuen Tage und mit jeder neuen Stunde spürte er, wie das süße Gift ihm durch alle Adern rann, wie er in einem Zauberbanne lag, der ihn mit tausend Fäden verstrickte. Und die Vögel sangen ihre schönsten Weisen auf allen Zweigen der Bäume im Garten, und die Rosen knospeten und blühten und dufteten, und die blitzenden Sonnenstrahlen, die durch die grünen Wände ihren Weg fanden, verfingen sich in dem goldenen Haargelock des Mädchens. Und wenn der Doktor das weiche Gewand seiner Schülerin streifte oder ihre warme Hand in der seinen hielt, dann war es ihm, als rinne ihm ein Strom heißer Glut durch den ganzen Körper.

„Greif zu — halte fest!“ raunte ihm eine Stimme zu — „hier bietet sich dir das süßeste Leben — beende die Lust und die Qual. Sie ist dir gut!“

Aber er tat es nicht. Er fand wohl nicht den Mut dazu. Er blieb der gemessene Lehrer und sie seine folgsame Schülerin. Und als er endlich den Mut gewann und sich ein Herz nehmen wollte — da war es zu spät.

„Nun muß ich Ihnen mitteilen, Herr Doktor, daß Giselas Stunden bei Ihnen wohl ein plötzliches Ende haben — sie hat sich nämlich gestern verlobt. Haben

Sie Dank, herzlichen Dank für alle Ihre Mühe und Güte —"

Er durfte seinen Glückwunsch hervorstottern und konnte gehen. Sein Zauberschloß versank. Er durfte ihre kleine Hand noch einmal in der seinen halten, und sie lächelte ihn noch einmal an in Wonne und Glück — aber er war nicht der Glückliche. Vorbei! Ein Tor, der die Frage nicht findet zu rechter Zeit. Jetzt wollte er klüger sein.

Professor Heinsius entfaltete seinen Briefbogen und überlas das Geschriebene zum letztenmal. An seiner Doktorarbeit hatte er seinerzeit nicht so gefeilt und getüftelt wie an diesem Schriftstück. Unzählige Entwürfe hatte er fortgetan und wieder von neuem begonnen. Hätte Fräulein Gertrud auch den Papierkorb genauer angesehen, sie hätte noch merkwürdige Spuren dieser Tätigkeit gefunden. Bald war ihm das alles zu hölzern und zu steif und nicht feurig genug, bald sah es einer Professorenabhandlung ähnlicher als einem Gefühlserguß. Aber nun war es auch ein Meisterwerk geworden in Stil und Inhalt, und es gibt sicher nicht viele weibliche Wesen im deutschen Land, die einen derartig vollendeten Antrag zu lesen bekommen.

Nach Darlegung seiner Verhältnisse, Gefühle und Wünsche bat Professor Doktor Heinsius die Adressatin um eine Antwort. In allerzartester Weise, so schlug er vor, möge sie ihm das Ja oder, wenn nicht anders möglich, das Nein übermitteln. Nämlich —

Ja, das war nun wieder ein echter Professorengedanke, entsprungen in einem Philologenhirn, dem dämmernd die traurige Mär von Tristan und Isolde vorgeschwebt haben mochte — seine Primaner hätten es wohl anders gemacht. Wenn Frau Gisela am nächsten

Morgen in einem weißen Kleide anstatt des bisher getragenen schwarzen Trauergewandes durch die Herbstpracht ihres Gartens wandere, dann wolle er diese Änderung zu seinen Gunsten deuten und zum guten Zeichen nehmen, daß er mit seinem Besuch im Nachbarhause willkommen sei. Erscheine sie aber nach wie vor im schwarzen Gewand, so wisse er, daß sein Traum ausgeträumt und sein Hoffen vergeblich sei.

Ein Schicksalsbrief! Der Herr Professor packte ihn ein, versah ihn mit Marke und Adresse und wollte ihn sofort zur Post befördern. Frau Gisela sollte Zeit genug haben, ihn zu überdenken.

Als er aber fortwollte, um persönlich zum Briefkasten zu gehen, erhielt er Besuch, und da er sah, daß die ihn erwartenden Geschäfte viel Zeit in Anspruch nehmen würden, mußte er seinen Brief wohl oder übel dem dienstbaren Geiste anvertrauen.

„Hermine, besorgen Sie diesen Brief zur Post — aber vergessen Sie nicht!“

„Gewiß nicht, Herr Dok— Herr Professor!“

Nun, Schicksal, nimm deinen Lauf! —

Es wurde Abend und wieder Morgen, und die Nacht, die zwischen beiden lag, gehörte nicht zu Professor Heinsius' angenehmsten Nächten. Er konnte nicht recht schlafen, denn die Gedanken arbeiteten in ihm zu lebendig. Was stand ihm bevor? Schwarz oder weiß? Er stand auf, sobald es hell wurde.

Sobald er annehmen durfte, daß die schöne Nachbarin die gewohnte Morgenpromenade durch den Garten unternehmen werde, flog er die Stufen hinauf zu seinem Guckloch. Das war noch vorhanden, wie vorauszusehen, da der Maurer nicht gleich auf den ersten Ruf Folge zu leisten pflegte.

„Ein lumpiger Dachziegel?“ hatte er der zu ihm geschickten Hermine geantwortet. „Na, das hat doch gewiß noch 'n paar Dage Zeit.“

Da lag der Garten, die Laube und die Rosenkulturen. Sein Herz hämmerte. Seine Augen flogen über das Fleckchen Erde hin, das im hellsten Sonnenschein lag. Es hatte in der Nacht ein wenig geregnet; an den Büschen und Bäumen hingen die klaren Tropfen.

Schwarz oder weiß?

Kein menschliches Wesen war vorläufig zu erblicken. War es doch noch zu früh? Dem Professor schlichen die Minuten, und seine Aufregung steigerte sich noch. Schwarz oder weiß? klopfte im Takt das unruhige Ding in seiner Brust. Da hörte er ihre Stimme — sie sang! Und gleich darauf schimmerte es schneeweiß zwischen den Büschen — ein Anblick, der ihn zu hellem Entzücken hinriß. Sie war es.

Vor einem dunkelroten Rosenstrauch stand Gisela, von Kopf bis zu Fuß in Weiß gekleidet. Sie nahm eine der vollsten Blüten und steckte sie sich an die Brust.

Golden leuchtete ihr Haar, und auf ihren Wangen glühte und blühte es — wie damals, als sie in mädchenhafter Schöne ihm zuerst gegenübertrat.

Er stand wie gebannt. Sein fünfundvierzigjähriges Professorenherz ging in Sprüngen: sie wollte ja sein werden!

Fast hätte er in jungenhaftem Übermut ihren Namen aus der Luke herausgerufen — er besann sich noch zur rechten Zeit. Schaute sie jetzt nicht her mit einem langen Blick? Sandten ihm ihre Augen nicht einen Liebesgruß? Er strengte die seinigen hinter den funkelnden Brillengläsern aufs äußerste an.

Dann stürzte er hinunter. Es war freilich noch recht.

früh und gar keine übliche Besuchszeit, aber ein Bräutigam kommt nie zu früh und nie ungelegen. Mit Sorgfalt kleidete er sich an zu seinem Siegeszug. Freude verjüngt und verschönt. Das Bild, das ihm jetzt sein Spiegel wiedergab, war ganz anders als das gestrige. Unternehmend, flott, jugendlich sah er aus. Alle die „Passiva" waren fortgeweht und fortgewischt.

Fräulein Gertrud wollte ja ihren Augen nicht trauen, als sie ihren Professor um diese ungewohnte Stunde geschniegelt und gebügelt im schwarzen Besuchsanzug die Treppe hinuntereilen und aus der Haustüre stürzen sah. Sonst ging er so gravitätisch. Wie im Jünglingsschritt federten ihm die Sohlen. Ahnungsvoll trat sie ans Fenster. Richtig! er bog zum Nachbarhause ein — er verschwand darin — er ging zu ihr — zu der Schlange, der Hexe.

Müde ging sie durchs Haus, von Stube zu Stube, bis zur Küche. Da stand Hermine wie zum Ausgang bereit; in der Hand hielt sie einen Brief. „Was für ein Brief ist das, Hermine?"

„Ach Gott ja, Fräulein — sagen Sie's nur nicht dem Herrn Doktor —"

„Frau Gisela Frontheim geborene Wehrtz", las sie.

„Ich sollt' ihn ja schon gestern bestellen, aber ich hab' ganz drauf vergessen —"

„Sie dürfen wirklich nicht so vergeßlich sein, Hermine. Nun, geben Sie her. Vielleicht schadet es nichts. Der Herr Professor ist schon selbst — es ist gut, Hermine, Sie können gehen."

Fräulein Gertrud war allein in der Küche. Auf dem hölzernen Küchenstuhl saß sie, den Brief in der Hand, und ließ Minute um Minute verstreichen. Die alte Uhr an der Wand tickte laut.

Es war aus. Träume sind Schäume. Nichts als Passiva — eine trostlose Rechnung. Nach einer Viertelstunde raffte sie sich auf. „Er rennt in sein Unglück," sagte sie dumpf.

Gleichviel — ihr Reich war hier bald gewesen. Mit all den angenehmen Zukunftsplänen war es nichts — sie würde keine Geheimrätinnen zu Freundinnen haben, und der Zug trug sie nicht hin nach Tirol oder ans Meer. Anstatt dessen hatte sie eine andere Vorstellung: jene drüben, die noch die schwarze Witwentracht trug und mit ihren blanken Augen und gelben Schlangenhaaren sich nicht entblödet hatte, ihren Professor zu fangen, die saß jetzt an seiner Seite, die nahm den Platz, der ihr zukam, die fuhr einmal mit an die See —.

Ja, wenn man durch Wände sehen könnte!

„Guten Morgen, lieber Herr Doktor — was verschafft mir denn die Ehre Ihres Besuchs schon so früh? Oder sollten Sie schon gehört haben —?"

Das Mädchen hatte den Professor in das Besuchszimmer geführt, wo er die Sekunden zählte, bis die Liebliche eintrat. Sie trug einen Strauß Rosen. Weiß war ihr Gewand wie frisch gefallener Schnee. Ihre Begrüßungsworte verblüfften ihn aber völlig. Ja, hatte sie denn nicht gelesen? Sie trug doch das vereinbarte Weiß —? Er war wie auf den Mund geschlagen.

Aber ohne Pause fuhr sie fort zu reden, und die Worte sprudelten ihr hervor wie ein Sturzbach. „Ich weiß ja gar nicht, wo ich mit meiner Freude bleiben soll! Mein Mann lebt wirklich noch und ist nicht tot! Ich habe nun ganz bestimmte Nachricht. Gestern abend hätte mich die Freude beinahe getötet —"

Aus des Professors Brust rang sich ein merkwürdiger Laut.

„Sie wissen doch, wie es damals war, als über meinen Mann die Nachricht kam, er sei gefallen. Genaueres konnte ich nicht erfahren, so sehr ich mir Mühe gab und nach so vielen Seiten ich schrieb. Darum hatte ich auch immer noch einen Funken Hoffnung, aber einen ganz schwachen, er sei gefangen oder verwundet oder verschleppt —. Man hofft ja immer, nicht wahr? Wenn ich mir auch selber sagen mußte, er sei wohl tot und alles vergebens." *)

Sie holte ein langes Schreiben und ließ ihn hineinsehen. Aber er sah nur Buchstaben und Zeilen und verstand den Sinn der Worte nicht.

„Ach, mein lieber Herr Doktor —" ihre beiden Hände reichte sie ihm dar — „Sie haben ja immer so warmen Anteil an uns und unserer Familie genommen — wie danke ich Ihnen, daß Sie auch heute gleich gekommen sind! Man muß sich aussprechen — man vergeht ja vor Freude! Fort mit dem Trauerkleid, sagte ich mir heute früh: mein Mann lebt, mein Mann kommt einmal wieder! Nicht gleich — ach, das kann noch lange dauern, denn er ist weit in Sibirien drin — aber es geht ihm leidlich."

Der Professor legte das Schreiben hin. Er besann sich, daß er wohl etwas sagen müsse, das wie ein Glückwunsch klänge, aber sie ließ ihm nicht Zeit dazu. Der Strom ihrer Rede ging unaufhaltsam weiter, und damit gewann er allmählich Zeit, sich zu sammeln. Wenn man in überirdischen Wonnegefilden gewandelt ist und auf einmal unsanft auf die rauhe Erde versetzt

*) Siehe das Titelbild.

wird, hat man Zeit nötig, sich in den Wechsel zu finden.

Die dicken Schweißtropfen sammelten sich auf seiner Stirn. Er mußte immerfort zuhören. Was sie erzählte, hätte er später kaum in Bruchstücken wiedergeben können. Von Strapazen aller Art, von Hunger und Entbehrung, von schwerer Verwundung und langsamer Heilung, vom Abtransport in Eis und Schnee und schrecklicher Abgeschlossenheit und Einsamkeit. Es schwirrte ihm alles durcheinander.



Er saß da mit leerem, ausdruckslosem Blick, und die grenzenlose Enttäuschung stand ihm auf dem Gesicht geschrieben. Auf einmal fiel ihm ein: mein Brief, um Gottes willen — mein Brief! Lähmender Schreck durchrieselte ihn. Welche Beschämung!

Er fühlte sich merkwürdig denkschwach. Hatte sie den Brief durch einen Zufall nicht bekommen? Oder lag er irgendwo unaufgebrochen, weil ihre Freude ihr noch nicht Zeit gelassen hatte, an anderes zu denken? Oder war sie so feinfühlig nichts davon zu erwähnen?

Zaghaft fragte er endlich danach, als eine Pause kam.

Einen Brief? Nein, sie hatte keinen erhalten. Oder doch? Sie klingelte dem Mädchen, aber das wußte auch von keinem Brief. Aber er könne ihr ja nun mündlich sagen, was er ihr geschrieben habe. Dabei sah sie ihn an. „Sind Sie nicht wohl, Herr Doktor?“ fragte sie.

Diesen Rettungsanker ergriff er. Ein Glas Wasser, das sie ihm besorgen wollte, lehnte er ab und sicherte sich einen halbwegs ordentlichen Rückzug. Er wankte nach Hause. Es war ein sehr großer Unterschied in der Weise, wie er gekommen war, und wie er jetzt ging.

„Gott sei Dank, daß ich da heraus bin. Also deshalb war sie in Weiß — natürlich, natürlich. Aber mein Brief — wie ist das denn mit meinem Brief?“

Er ging in sein Studierzimmer.

Es war oben lange Zeit unheimlich still. Fräulein Gertrud lauschte. Was war nun geschehen? Hatte sie ihm einen Korb gegeben? Er war so schnell zurückgekommen.

Endlich faßte sie sich ein Herz und klopfte schüchtern.

Er saß in der Ecke des Sofas, noch im schwarzen Staat, den Kopf in die Hand gestützt. Vor ihm auf dem Tische stand der Zylinderhut.

„Sind Sie nicht wohl, Herr Professor?“ fragte sie so sanft wie möglich.

Er strich mit der Hand über die Stirn. „Ich glaube, ich war krank und bin nun wieder gesund geworden. Oder ich war ein Esel und bin nun wieder vernünftig. Achten Sie nicht darauf, was ich so sage, Fräulein Gertrud, es sind bloß Redensarten. Haben Sie übrigens schon einmal gehört, daß ein Toter wieder lebendig geworden ist?“

Sie sah ihn ängstlich an. Als sie aber vernahm, daß Gisela Frontheims Mann gewiß und wahrhaftig noch am Leben sei, kam eine so ungemessene Freude über sie, daß jetzt der Professor sich verwunderte. Und als er seinen Brief zurückerhielt mit der Bemerkung, daß Hermine in ihrer bekannten Unzuverlässigkeit und Vergeßlichkeit die Schuld daran trage, daß er nicht rechtzeitig bestellt sei, kannte seine Freude wieder keine Grenzen, und Hermine erhielt am Abend ein Extra-trinkgeld von fünf Reichsmark, ohne daß sie sich die plötzliche Freigebigkeit ihres Brotherrn erklären konnte, und ohne daß sie wußte, wofür.

In der Stadt aber redete man zwei Tage lang von nichts anderem als von Georg Frontheims Kriegs-erlebnissen und Schicksalen, und Giselas Stuben wurden nicht leer. Auch Fräulein Gertrud Haller ging hin und war reizend freundlich und liebens-würdig.

Im Professorhaus ging alles seitdem seinen regel-mäßigen Gang ohne aufregende Zwischenfälle. Fräulein Gertruds Aktien waren im Steigen. Sie war ein kluges Weib und ließ die Saat langsam reifen. Ihr Himmel war blau und klar und kein Wölkchen daran. Ihre Zukunftsträume kehrten wieder und gewannen immer mehr Deutlichkeit.

Und als Weihnachten wurde, da ereignete sich's, was die ganze Stadt schon früher geahnt und gewußt hatte: der Herr Professor Doktor Heinsius verlobte sich mit Fräulein Gertrud Haller, und jedermann prophe-zeite, daß es eine sehr glückliche und harmonische Ehe geben werde. Sie paßten ja so ausgezeichnet zu-sammen.

Der lose Dachziegel ist auch endlich wieder befestigt

worden, doch hatte es damit nicht so große Eile. Denn es schaut niemand mehr durch die Lücke, um sich zu vergewissern, ob schwarze oder weiße Kleider im Nachbargarten spazieren geführt werden. Dagegen wird eifrig darüber verhandelt, ob man, wenn Hochzeit gemacht wird und der Krieg vorüber ist, die Reise nach Tirol machen will oder an die See.



Das eherne Hausgesetz

Roman aus reichsunmittelbaren Kreisen von

Horst Bodemer

(Fortsetzung)

Die Fürstin Schwebda nahm mit ihrem Sohne das Mittagessen ein. Nur wenige Worte wurden gewechselt, nichtssagende, denn neben der Anrichte stand der Haushofmeister, und zwei Diener wechselten die Teller und reichten die Platten. Der Erbprinz war auch gar nicht fähig, ein Gespräch zu führen; durch sein Hirn flammte der Schmerz. Die Augen der Mutter suchten die seinen, kalt, durchdringend. Da hielt er den Blick gesenkt.

Im kleinen Salon wurde nachher der Mokka getrunken. Der Diener bekam Befehl, sich zu entfernen. Erwein Schwebda war ans Fenster getreten. Steil senkte sich hier der Basaltkegel, auf dem das Schloß stand, bis zum Uferrand der Werra. Große Eisschollen trieben auf dem Flusse, stießen sich, rutschten übereinander, zerbrachen. Ein bitterer Zug legte sich um den Mund des Erbprinzen. Was war er denn anders als eine solche Eisscholle auf dem Strome des Lebens? Von rechts und links wurde an ihm herumgestoßen. Des Vaters müde Faust drückte ihn mit letzter Kraft in die Kälte; gurgelnd schlug das Schicksal über ihm zusammen, und wenn er wagte, den Kopf herauszustrecken, dann kamen wieder die Stöße von rechts, von links, von hinten. Solange, bis er kalt und starr auf dem Strom der Tage trieb — als Seine Durchlaucht der Fürst von Schwebda-Leyenburg-Hohenröthen, der sein Gesicht in eherne Falten legte, dem das Herz ausgebrannt war und leer blieb.

Man hatte ja Güterdirektor, Oberförster und Administratoren. Abstand! Abstand! Man hörte wohl am Ufer die Kinder lachen und sah die Großen behaglich

hinter den Fensterscheiben der warmen Stube sitzen. Weg von den Rekruten, denen man wenigstens hatte zeigen können, daß man auch ein Mensch von Fleisch und Blut war. Leb wohl, Annemie — herzige Annemie! Auf Schwebda wird bald einer hausen, der auch seinen Leuten ein gütiger Herr ist — aber Abstand, Abstand! Erst dann wird er beweisen dürfen, daß seines Volkes Blut auch in seinen Adern fließt, wenn einmal die Kriegsdrommeten durchs Land blasen. Er entsann sich noch ganz genau, was sein zukünftiger Schwiegervater, Fürst Albrecht Hockstein-Rothelmhausen, im Herbst hier bei den Jagden lachend gesagt: „Wenn mir meine Kaliarbeiter ans Fell könnten, sie täten es lieber heute als morgen. Wenigstens ein guter Teil von ihnen. Den Teufel auch! Ich bin nicht aus Zucker für die, die mir an den Kragen wollen. Im Leben gibt's nur ein Entweder — Oder. Wer zwischen die Räder kommt, ist der Dumme. Das weiß jeder Fabrikdirektor so gut wie ich. Mein lieber Erwein, du bist noch jung, noch ein blanker Idealist. Ich seh' dir das an der Nasenspitze an. Zahl möglichst schnell dein Lehrgeld und werde gescheit." Das „Lehrgeld" zahlte er jetzt mit seinem Herzblut. Aber so „gescheit" wie der Fürst Albrecht Hockstein wollte er sein Lebtag nicht werden. Hatte er kein Glück, so wollte er wenigstens einen Schimmer davon in den Augen anderer sehen.

Der Mutter Hand legte sich auf seine Schulter; er drehte sich um.

„Erwein, Papa läßt dich bitten, um vier Uhr zu ihm zu kommen. Du wirst bei ihm noch den Notar und den Güterdirektor vorfinden."

„Papa sollte sich endlich schonen," erwiderte er mit so harter Stimme, daß er selbst über den Klang erschrak.

„Beherrsche dich, Erwein. Nimm dir an mir ein Beispiel. Und ich bin nur eine Frau, die Frau dieses Helden."

Wahrhaftig, die Augen der Mutter schimmerten feucht. Hatte er das bisher jemals gesehen? War dieses Mutterherz doch nicht von Stein? Rasch beugte er sich herab und küßte die Hand.

„Ich halt' mich schon im Zaume, Mama."

„Nein, das tust du nicht. Ganz grün siehst du aus. Hättest du lieber bei Tisch ein paar Glas Rotwein getrunken. Hol's nach, mein Junge."

„Unmöglich; ich kann nicht."

„Das sind Worte, die Engelbert Schwebdas Sohn nie sprechen sollte. Man muß können, solange man atmet. Blicke auf deinen Vater." Leiser fügte sie hinzu: „Und auf deine Mutter."

Sollte er wagen, an die Zukunft zu rühren? Ja, er tat es. Schon damit seine Mutter nicht später sagen konnte: Hätt' ich das gewußt.

„Daß mir die — Zukunft zentnerschwer auf der Seele liegt, das wirst du doch begreifen können."

„Natürlich kann ich das. Ich, ein Weib, werde nach meines Mannes Tode ruhig aus diesem Hause schreiten und den Witwensitz in Hohenröthen beziehen. Aus diesem Hause, in dem ich fast dreißig Jahre als Fürstin Schwebda an der Seite eines edlen Mannes gelebt. Denkst du vielleicht, das ist leicht? Ich habe dann abgeschlossen. Du aber kannst in Glanz und Fülle und Jugendkraft dir die Zukunft aufbauen."

Die Fürstin zuckte zusammen, so gellend klang das Lachen ihres Sohnes. Dann aber straffte sie sich wieder auf. Kalt und hochmütig blickten der Mutter Augen ihn an.

„Nennen wir doch die Dinge beim rechten Namen. Was du wolltest, durfte nicht werden. Die Schwebda bleiben auf der Höhe. Mancher wird oben geblieben sein um seiner Kinder willen, bleib du oben um der deinen willen. Was bist denn du? Nichts als ein Glied in der Kette, und das letzte sollst du nicht bleiben!“

„Richtig, Mama, ein Glied in der Kette, die sich starr und kalt um ein heißes Herz legt — um mein Herz.“

„Heißes Blut kühlt sich ab. Heißes Blut muß man zu bändigen verstehen.“

„Und wenn dann ein anderes Herz auf der Strecke bleibt?“

„Kommt mitunter vor, in allen Schichten. Besonders bei uns empfindsamen Deutschen. Das ist furchtbar traurig, geb' ich willig zu. Aber das Leben ist ein Kampf. Da bekommt man seine Wunden, seine Narben. Und wer, wie du sagst, ‚auf der Strecke bleibt‘, der verdient unser Mitgefühl. Weiter aber auch nichts, Erwein.“

„Mama!“

„Tu nicht entsetzt und laß mich ausreden. Eine so weiche Mutter kann dereinst ein Fürst Schwebda nicht brauchen; dazu sind für uns die Zeiten zu ernst, mein Sohn. Die Prinzeß Hockstein dagegen —“

„Ist hart und klobig wie Eichenholz.“

„Nicht ganz falsch; aber für dich ist das nicht vom Übel. Ganz sicher nicht, Erwein. Sie geht diese Ehe nicht mit allerlei traumhaften Vorstellungen ein, die vom Alltag doch zu Grabe getragen werden. Sie weiß ganz genau Bescheid . . .“

„Und trotzdem?“

„Mein Sohn, seit wann ist es Sitte unter uns, deine Mutter zu unterbrechen? Sie hat dich einfach gern,

vielleicht auf eine ziemlich robuste Art. Sie wird denken: den bekomme ich fest in die Hand; wir werden uns schon ganz gut vertragen."

Eisige Schauer jagten dem Erbprinzen über den Rücken. „Da wird wenigstens von mir keine Lüge verlangt."

„Trotz des spöttischen Untertones will ich dir ruhig antworten: Nein! Zu lügen verlangt kein Mensch von dir. Was gesagt werden muß, haben deine Eltern ehrlich gesagt."

Bin ich denn ein Schuljunge? dachte Erwein Schwebda. Aber er sprach es nicht aus. Wozu denn noch viel reden? Es hatte gar keinen Zweck.

„Darf ich nun gehen, Mama? Ich möchte Papa recht ruhig unter die Augen treten."

„Das tue."

Die Fürstin hielt ihrem Sohne die Wange zum Kusse hin und sah ihm dann mit zusammengekniffenen Lippen nach. Weich war er, entsetzlich weich. Wo er das nur herhatte? Von seinen Eltern sicher nicht. Und wenn über kurz die Prinzeß Dorothea Hockstein als Fürstin Schwebda hier das Regiment führte, dann war es gut, war es höchste Zeit. Noch war es nicht zu spät, und darauf kam es einzig an.

Als der Erbprinz Punkt vier Uhr das Arbeitszimmer seines Vaters betrat, standen zu seiten des Rollstuhles der Güterdirektor, Kammerrat Gehrig, ein hagerer, großer Herr mit langausgezogenem, grauem Schnurrbart, über dem eine große, spitze Nase weit aus dem Gesicht sprang, und der Justizrat Uhlemann, ein kleines, dickes, linkisches Männchen, das sich eckig verbeugte und dabei seinen braunen Vollbart nervös zauste. Das Kinn weit vorgeschoben, saß der Fürst in seinem Rollstuhl.

Prüfend, lauernd, musterten die herrischen Augen unter den zusammengezogenen starken grauen Brauen seinen Sohn. Da wußte der: jetzt werde ich wieder einmal untergeduckt.

„Mein Haus ist bestellt, Erwein. Der Herr Justizrat hat meinen letzten Willen in seinen Händen. Als Zeuge, daß ich vollkommen im Besitz meiner geistigen Kräfte war, als ich mein Testament machte, hat unser Herr Kammerrat gedient. Es ist kein Punkt vorhanden, der zur Unklarheit Veranlassung geben kann. Trotzdem fordere ich jetzt vor diesen Zeugen dein fürstliches Wort, daß du meinen letzten Willen auf das peinlichste befolgst."

„Ich gebe mein fürstliches Wort hiermit, Papa."

„Gut. Meine Herren, Sie haben es gehört. Doch das nur nebenbei. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt, daß du auch so meinen Willen achten würdest, soweit ich die Macht habe, ihn schriftlich festlegen zu können. Deshalb hätte ich die Herren nicht bemüht. Ich tat dies aus einem anderen Grunde. Ich verlange dein fürstliches Wort nochmals, und zwar sollst du mir es hier vor diesen Zeugen geben, daß du keinesfalls, wenn ich deinen Hochzeitstag nicht mehr erleben sollte, das Verlöbnis mit der Prinzeß Dorothea Hockstein auflösest oder auf sie einwirkst, daß das Verlöbnis von Hocksteinscher Seite aufgelöst wird. Ich habe mich wohl vollkommen klar ausgedrückt, mein lieber Junge?"

„Das hast du zweifellos, Papa."

„Nun? Und?"

Ungeduldig öffneten und krampften sich die Hände, auf denen die Adern wie Strähnen lagen, über der rotseidenen Wagendecke, auf der groß das Schwebdasche Wappen eingestickt war, auf blauem Grund ein silberner Schwan.

Der Erbprinz rang sichtlich nach Worten. So wurde ihm also die letzte Tür vermauert. Der Gedanke war ihm immer wieder durch den Kopf gezuckt: es bleibt schließlich doch vielleicht noch eine ehrliche Aussprache mit der Prinzeß.

„Erwein!"

Drohend klang des Vaters Stimme. Der Kammerrat sah zu Boden, der Justizrat zauste wieder seinen Vollbart. Seide rauschte da hinten rechts in der Ecke. Also seine Mutter war zugegen. In der Erregung hatte er sie gar nicht bemerkt. Da kam es endlich stockend von seinem Munde: „Ich gebe — auch in diesem Punkte — mein — fürst—liches — Wort."

Zitternd streckte sich dem Sohne die Vaterhand entgegen.

„Mein Junge. Ich will doch dein Bestes." Rührung schwang durch die Worte. Und dann hallte scharf und schneidend des Fürsten Stimme durch den weiten Raum: „Schwebdas Bestes will ich. Meinen Ahnen gerade in die Augen sehen will ich."

Der Erbprinz beugte sich über die zitternde Greisenhand, auf die ein paar brennendheiße Tränen fielen.

Der Erbprinz stand am Fenster. Die Dämmerung brach herein. Schnee wirbelte vom grauen Winterhimmel. Vor einer Stunde war der Gepäckwagen nach Eschwege gefahren, und jetzt fauchte das Automobil zum Burgtor hinaus, um den Fürsten Albrecht Hockstein und seine Tochter vom Bahnhofe abzuholen. Der Güterdirektor war mit dem Empfang der hohen Herrschaften auf der Station beauftragt worden, angeblich weil weder seine Mutter noch er das Krankenlager verlassen sollten. Die Mutter, es war begreiflich,

daß sie ihrem Mann in seinen letzten Tagen nicht auf anderthalb Stunden fern sein wollte. Aber er! Er ging doch nur hier ruhe- und rastlos im Zimmer auf und ab. All die Wochen rief man ihn nicht zum Vater, und auch jetzt durfte er nur auf Augenblicke zu ihm. Es könnte ihm ja einfallen, ein unbedachtes Wort zu sprechen. Selbst an seinem bleichen, ernsten Gesicht hatte die Mutter Anstoß genommen. Als ob die Ereignisse der letzten Tage einen Menschen nicht fast zu Boden drücken mußten. Und das Schlimmste kam ja noch: heute die Verlobung, die Hochzeit, die sehr bald folgen sollte, der Tod seines Vaters. Und in Berlin! . . . Auf dem Schreibtisch lag noch Mandelkows vor einer Stunde gekommener Brief, mit dem Entwurf des Abschiedsgesuches. Und was der Freund schrieb, das griff ans Herz. „Fräulein v. Zwehren hat auf mich den Eindruck gemacht, als würde sie mit Fassung ihr Schicksal tragen. Ihr Vater scheint mir eine von den schwankenden Naturen zu sein. Jedenfalls wird es das gnädige Fräulein bei ihm nie leicht gehabt haben." Das Blatt flatterte auf den Schreibtisch. „Arme Annemie, wir beide haben nicht Glück, noch Stern." Auf einmal fuhr dem Erbprinzen der Kopf in den Nacken. Wenn das — nein, das war nicht möglich. Seine Mutter wußte sicher Bescheid; sie mußte ihm klare Antwort geben. Sonst — sonst war er imstande, den Vater zu fragen, und es gab doch noch böse Stunden.

Er stürmte zum Zimmer hinaus. Seine Mutter war in dem kleinen Salon, in dem er gestern mit ihr den Mokka getrunken hatte; sie gab ihrer Jungfer die letzten Anweisungen.

„Mama, darf ich dich auf einen Augenblick unter vier Augen sprechen?"

Ohne Befehl verließ die Jungfer das Zimmer. Gern wäre die Fürstin jetzt einer Aussprache ausgewichen, weil sie sah, wie erregt ihr Sohn war.

„Bitte, mach es aber kurz; ich muß mich umkleiden und noch eine Menge Befehle erteilen."

„Du brauchst nur ja oder nein auf eine einzige Frage zu antworten. Hat Papa Zwehren in seinem Testamente den Stammgütern einverleiben lassen?"

„Wie kommst du so plötzlich auf die Frage?"

„Bitte, Mama, ja oder nein?"

„Und wenn ich dir die Antwort verweigere?"

„Frage ich Papa auf der Stelle selbst."

„Das würde ich zu verhindern wissen. Übrigens lassen der Kammerdiener und die beiden Krankenwärter jetzt niemand vor, dafür hab' ich gesorgt. Weil du nicht die Haltung hast, Erwein, die ich von dir verlangen muß."

„Das heißt also ja," schrie er seine Mutter an.

Da drückte diese gelassen zweimal auf den Knopf der elektrischen Klingel und fragte die eintretende Jungfer: „Sind die Zimmer für die hohen Herrschaften gut durchgeheizt, Emma?"

Eine Minute hörte der Erbprinz zu, wie Rede und Antwort fiel. Dann verließ er den Salon; seine Mutter tat ja, als wäre er überhaupt nicht auf der Welt.

Er ging in sein Zimmer zurück, verschloß die Briefschaften und zog die Uniform an. Seine Gedanken drehten sich ohne Unterlaß um Zwehren. Ganz genau entsann er sich, im Hausgesetz einen Paragraphen gelesen zu haben, in dem es dem regierenden Fürsten zur Pflicht gemacht wurde, nach Möglichkeit zugekaufte Ländereien dem Stammbesitz zuzuschlagen: „damit die Macht und der Reichtum des jeweiligen Fürsten ge-

wahret werden und er feste Hand behalte über die Agnaten des hochfürstlichen Hauses". So stand wörtlich in dem Hausgesetz. Wort um Wort drängte sich der Satz über seine Lippen. Und er hatte sein Wort an Herrn v. Zwehren verpfändet, ihm sein Gut wieder zurückzugeben. Keinen Augenblick hatte er an diesen Paragraphen gedacht. Nun, da würde sich ein Ausweg finden lassen. Morgen, wenn er — verlobt war, wollte er seinen Vater bitten, diese Verfügung, falls sie ergangen war, wieder umzustoßen. Die Bitte wenigstens würde er ihm gewähren. Er und sich verloben! Mit der Prinzeß Dorothea Hockstein — in einer knappen Stunde. Mit feuchten Händen faßte er nach dem Kopfe. Er war doch ein Mann, — ein Mann? Unfreier war er als der geringste Tagelöhner auf den Schwebdaschen Gütern. Eine Puppe war er, ein Schauspieler, der seine Rolle herunterhaspeln mußte. Immer wieder drückte er sich den großen Schwamm voll eiskalten Wassers ins Gesicht. „Haltung" hatte die Mutter ihm zugerufen. Haltung! Gut und schön, er würde sie haben, mußte sie haben, ein Leben lang. Gerade als er den grünen Koller mit der breiten silbernen Borde zugehakt hatte, trat ein Diener ein und meldete ihm, daß Ihre Durchlaucht ihn in der Halle erwarte. Er nickte nur und blieb noch fünf Minuten auf seinem Zimmer. Die Halle war kein Ort, an dem man persönliche Wünsche zur Sprache bringen konnte. Jedes Wort hallte die breite Eichentreppe hinauf.

Als er die hohe, eichengetäfelte, über und über mit Jagdtrophäen geschmückte Halle betrat, erhob sich seine Mutter aus einem Sessel und ging auf ihn zu. Ihr Blick warnte ihn. Am Portal stand in Frack, seidenen Kniehosen und Schnallenschuhen der Haushofmeister.

„Erwein, dort liegen die Blumen, die du als Willkomm der Prinzeß Dorothea überreichen willst."

Stumm verbeugte er sich und sah auf den Riesenstrauß von wundervollen Rosen und Maiglöckchen, an dem eine breite, weiße Seidenschleife hing. Wahrhaftig, es war nichts von den Eltern vergessen worden, auch gar nichts.

Ohne ein Wort zu wechseln, saßen sich dann Mutter und Sohn über eine Viertelstunde gegenüber. Entweder der Zug hatte Verspätung oder das Automobil arbeitete sich durch das Schneegestöber nur langsam vorwärts. Der große Augenblick kam doch, und wenn auch die Prinzeß jetzt mit gebrochenem Bein in einem Straßengraben lag. Aber ihre starken Knochen hielten wohl einen tüchtigen Stoß aus. Also auf dem Galgenhumor war er schon angekommen. Es half ja doch alles nichts, als sich jetzt treiben lassen in dem eisigen Strom, mochten ihn die Schollen stoßen, ihm das Herzblut aus den Adern drücken. Er sprang auf.

„Was hast du?" fragte die Fürstin und sah ihn verwundert an.

„Ich glaubte — das Automobil zu hören."

Ein hochmütiger Blick traf ihn; dann schüttelte die Fürstin verneinend den Kopf.

Endlich schallte wirklich der Hupenruf aus der Ferne und kam näher. Am Burgtor flammten ein paar Fackeln auf, heller Lichtschein von den Wagenlaternen fiel in die gedeckte, von Säulen getragene Vorfahrt, geräuschlos öffnete der Haushofmeister das Portal. Die Fürstin hatte sich erhoben und stand hochaufgerichtet unter dem mächtigen Goldreif, der von der Decke herabhing, und aus dem hundert Glühbirnen ihr Licht durch die Halle gossen.

Der Leibjäger öffnete den Schlag des Automobils. Zuerst stieg die Prinzeß im langen Gehpelz aus. Stumm verneigte sich der Erbprinz vor ihr und half ihr aus dem Wagen.

„Guten Abend — oh, ich danke."

Den Blumenstrauß in der Hand schritt sie auf die Fürstin zu und wollte sich über ihre Hand neigen, aber die zog sie an ihre Brust und küßte sie auf beide Wangen. Fürst Albrecht Hockstein schob in seiner zwanglosen Art, mit der er die Menschen einzuwickeln pflegte, wenn es sich um große Geschäfte handelte, seinen Arm unter den des Erbprinzen.

„'n Abend auch, lieber Erwein. Na, was machen wir? Geht's gut? Hoffentlich sogar ganz ausgezeichnet. Ja, dein guter Papa, mein alter, lieber Freund. Hörte schon vom Kammerrat, immer das gleiche, das heißt also nicht schlimmer. Na, man muß Gott auch für weniges danken. Ich denke aber, Freude ist in diesem Falle die beste Medizin. Und um ihm die zu reichen, sind wir ja gekommen. Wir drei, nicht wahr?"

Ehe der Erbprinz ein Wort erwidern konnte, hatte sich der Fürst schon über die Hand seiner Mutter geneigt. „Fürstin, da sind wir, und nun wollen wir durch Taten dem guten Engelbert die Tage verschönen."

Mit ruhigem Lächeln schüttelte sie dem Fürsten Hockstein die Hand. Und dann schritt man zu viert die breite Eichentreppe hinauf, um erst einmal die Gäste in ihre Gemächer zu geleiten.

Im Frack, um den Kragen am schwarzen Bande den Johanniterorden, auf der linken Brust den Stern zum Roten Adlerorden saß Fürst Engelbert Schwebda, die seidene Decke über den Knien in seinem Rollstuhl im großen Empfangsaal und erwartete mit der Fürstin

und dem Erbprinzen seine Gäste. Von zwei Dienern wurde die hohe Flügeltür geöffnet: Fürst Albrecht Hockstein, ebenfalls in Frack, Orden auf der Brust, und die Prinzeß in erdbeerfarbenem Kleide, über das kostbares Spitzengeriesel fiel, Erweins Blumen in der Hand, traten ein. Geräuschlos schloß sich im nächsten Augenblick die große verzierte Flügeltür.

Fürst Hockstein schüttelte dem kranken Freund stumm und herzlich die Hand. Die Prinzeß machte vor ihrem zukünftigen Schwiegervater eine tiefe Verbeugung. Er nickte ihr nur zu; er brauchte seine Kräfte, und seinem Sohn traute er immer noch nicht ganz. Die Fürstin hatte vorhin kurz zu ihm gesagt: „Wenn Erwein das Gespräch auf Gut Zwehren bringt, weich einer Antwort aus."

Die Hände auf die Seitenlehnen gestützt, versuchte Fürst Schwebda dem zusammengesunkenen Körper Haltung zu geben. Rührseligkeit hatte ihm nie gelegen. Und hier sollte eine Vernunftehe eingegangen werden, das fürstliche Haus Schwebda sollte neu aufblühen. Mit ehrlichen Waffen hatten die Schwebda immer gekämpft, manchmal allerdings recht rücksichtslos. Machtfragen aber lassen sich nicht mit seidenen Handschuhen anfassen. Jeder hier im Saale wußte, wie die Dinge standen; jede Komödie war unnötig.

„Albrecht Hockstein, ich werbe in aller Form um die Hand deiner Tochter für meinen Sohn, du weißt es."

„Wir sind erfreut, daß die fürstlichen Häuser Schwebda und Hockstein nach fast hundert Jahren durch eine eheliche Verbindung einander näherkommen wollen."

Der Erbprinz sah die Prinzeß an; in diesem Augenblick empfand er etwas wie ehrliche Achtung vor ihr. Ruhig stand sie da, ihre grauen Augen auf den hin-

fälligen Greis gerichtet. Die frischen Farben in dem starkknochigen Gesicht mochten um einen Schatten tiefer geworden sein; sonst war ihr von Erregung nichts anzumerken. Nerven schien sie nicht zu haben; später war das vielleicht einmal eine Menge wert. Er verharrte hochmütig und wunderte sich, daß sein Herz so gleichmäßig schlug. Alte Kultur, Selbstzucht durch viele Geschlechter.

„Da habe ich endlich eine Tochter, mein liebes Kind."

Zwei Schritte trat die Prinzeß näher und beugte sich über die Hand des Greises. Dann schloß die Fürstin sie schnell in die Arme und küßte sie auf den Mund. Der Bräutigam aber hätte beinahe aufgelacht; der Gedanke schoß ihm durch den Kopf: wie hier mein Fell verhandelt wird, das ist einfach wundervoll. Da lieber schleunigst gezeigt, daß man nicht ganz aus Pappe war. Sporen klirrten zusammen.

„Papa!"

„Das macht sich ja ganz ausgezeichnet," dachte Fürst Hockstein und küßte den Schwiegersohn, der ihm mit dieser Anrede so forsch auf den Leib gerückt war, auf beide Wangen.

„Mein lieber Junge! Na und nun ein bißchen munter; irgendwo wirst du dich wohl auf zehn Minuten mit deiner Braut aussprechen wollen."

Mit einer Verbeugung bot Erwein Schwebda der Prinzeß den Arm und führte sie in den kleinen Salon seiner Mutter nebenan. Und während sie dahin schritten, war er froh, daß er um den Glückwunsch seiner Eltern fürs erste gekommen war.

Fürst Hockstein aber zog sich einen Sessel neben den Rollstuhl seines alten Freundes und rieb sich vergnügt die Hände. „Also, Engelbert, das wäre nun endlich

zu allseitiger Zufriedenheit erledigt. Die Dorothee wird schon fertig werden mit ihm, schließlich werden sie zusammen ganz vergnüglich durchs Leben traben. Nur keine Emotionen, und vor allem du jetzt nicht. Na, was sagt denn der Arzt?"

Im kleinen Salon legte die Prinzeß ihre Blumen auf einen Tisch und sah ihren Verlobten an, dabei umspielte ein vieldeutiges Lächeln den etwas breiten Mund. Der Erbprinz riß sich zusammen. Er war der Mann; er hatte das erste Wort zu sagen. Und das sollte in aller Ehrlichkeit geschehen.

„Dorothee. Man hat uns nicht viel gefragt."

Weiter ließ sie ihn nicht sprechen. Sie lachte auf. Ihm also sofort die Waffe aus der Hand gewunden.

„Nein, das hat man wahrhaftig nicht; aber ich bin's auch so zufrieden. Und was dich drückt, das weiß ich. Du wirst von meiner Seite keine Taktlosigkeiten erleben. Ich steh' hier mit dem festen Vorsatz, dir eine gute Frau zu werden. Ich bin auch ehrlich, Erwein, und sag dir's ruhig ins Gesicht: ich hab' dich schrecklich lieb."

„Dafür hab' ich dir zu danken."

„So tu's doch!"

Da legte er den Arm um sie und gab ihr den ersten Kuß. Und unter diesem Kuß fühlte er den jungen Körper erschauern, fühlte, wie sich zwei Arme um seinen Nacken schlangen, wie heiße Mädchenlippen auf den seinen brannten. Er schloß die Augen. Nicht denken jetzt an die andere, die vor zwei Jahren in seinen Armen gehangen in der halbverfallenen Köhlerhütte im Zwehrener Wald. Und nicht denken an das, was später kam. Jetzt, ein toller Rausch, der über die nächsten Stunden brachte; der Katzenjammer stellte sich schon von selber ein. Und der starkknochige Mädchenleib bog

sich in seinen Armen, graue Augen blitzten ihn an, verlangende Mädchenlippen preßten sich immer wieder auf die seinen. — —

Der Erbprinz hatte sich fertig zur Jagd auf Schwarzwild gemacht. Nebel kroch an den hohen Fenstern seines Wohnzimmers empor; die winterliche Morgendämmerung fiel ihm auf die Nerven. Der Katzenjammer fing an, sich einzustellen. Nach der „Aussprache" gestern das Essen im kleinen Saale am runden Tisch ohne den Vater, dessen Kräfte erschöpft waren, dann wieder auf zwei Stunden in den Salon seiner Mutter Fortsetzung der Aussprache mit seiner — Braut. Und immer wieder dabei in Gedanken bei der Annemie. Die Last ließ sich nicht abschütteln. Dorothee hatte es gemerkt, heißer waren ihre Küsse geworden; sie fühlte, was er dachte, wollte seine Gedanken niederringen. Sehr, sehr lieb mußte sie ihn doch haben. Die so wunderbar zur Schau getragene Haltung, solange noch ein dritter Mensch im Zimmer war, schwand, sobald sie allein waren. Wie die verkörperte Sehnsucht, keine schmachtende, nein, eine wilde, begehrende, stand Dorothee Hockstein vor ihm. Sie würde gesunde und zähe Kinder haben. Was ihr entsproß, das hielt sich später auf der Höhe, das hieb einmal um sich, wenn es sein mußte.

Nebenan klirrte leise ein Löffel. Ein Diener brachte das Frühstück. Man nahm es heute in den eigenen Gemächern ein, dann ging's mit Schellengeläut in den Winterwald. Daß seine Braut die Büchse ausgezeichnet zu handhaben verstand, wußte er. Die Kälte frischte die Nerven auf. Das Ziehen im Kopfe würde schwinden — und bald wieder da sein. Man lernte die Schmerzen beherrschen, bekam die so vielgepriesene Haltung, und am Ende ein steinernes, ein hochmütiges Gesicht.

Der Diener trat ein und meldete, daß das Frühstück bereit sei.

„Es ist gut, Anton, ich brauche Sie jetzt nicht."

Allein wollte er sein, diese halbe Stunde. Er schenkte sich Tee ein und griff nach dem gerösteten Weißbrot. Da kam der Diener wieder: „Seine Durchlaucht Fürst Hockstein lassen fragen, ob Durchlaucht zu sprechen sind."

„Melden Sie, in fünf Minuten würde ich bei Seiner Durchlaucht sein."

„Durchlaucht wünschen hierher zu kommen."

„Also dann ist's auch gut. Ich lasse bitten."

„Guten Morgen, lieber Erwein, guten Morgen. Ja, warum ich zu dir komme. Um zehn Minuten ungestört mit dir plaudern zu können. Gefrühstückt hab' ich schon. Aber laß dich nicht stören."

Nun erst konnte der Erbprinz seinen Morgengruß anbringen. Ein breites Lächeln lag um den Mund seines Schwiegervaters.

„Die Dorothee ist ein Racker, nicht wahr? Na ja. Mit ihr läßt sich's leben. Daß sie dich tüchtig lieb hat, das weiß ich schon lange. Und das weitere findet sich. Ja, also, dein Vater möchte die Hochzeit am liebsten heute haben. Daran ist natürlich nicht zu denken. Daß sie aber möglichst bald und im kleinsten Kreise stattfindet, damit bist du doch einverstanden?"

„Sehr einverstanden, Papa."

„Ja, viel zu besorgen ist ja nicht. Und was noch angeschafft werden muß, läßt sich nebenbei erledigen — in den Flitterwochen. Ihr macht natürlich eine Hochzeitsreise, aber bleibt in der Nähe, damit euch ein Telegramm gleich findet, wenn es mit deinem Vater zu Ende gehen sollte. Er rechnet überhaupt nur noch

mit Tagen. Das hab' ich ihm ausgeredet. Spannung erhält auch den siechesten Körper aufrecht. In drei Wochen hab' ich gesagt."

„Wenn Dorothee einverstanden ist, also gut, Papa."

Da lachte der Fürst hellauf.

„Aber sehr ist sie das. Und auch, daß kein großer Rummel gemacht wird. Nur meine Kinder, und von Schwebdascher Seite der Österreicher, der lustige Windischgrätzdragoner."

„Warum denn der?"

Der Fürst zog die Schultern hoch. „Gott, warum denn nicht? Dein Vater wollte es so. Vielleicht kommt er auch gar nicht. Denn zu sehen, wie einem die schönen Schwebdaschen Güter auf einmal in unerreichbare Ferne entschwinden, das macht doch keinen Spaß."

Der Erbprinz goß sich frischen Tee ein. Warum wurde sein Schwiegervater mit einem Male so anzüglich? Über diesen Abgrund ließ sich bei allem guten Willen doch nur ein Steg bauen, wenn man schwieg. Da zuckte ihm der Gedanke durch den Kopf: Ich werd' meinem Schwiegervater ganz reinen Wein einschenken, vielleicht hilft er mir, das Gut Zwehren gegen Bezahlung an Annemie zurückzugeben. Aber schon nach den ersten Worten unterbrach ihn der Fürst.

„Erlaube, lieber Erwein, erlaube. Was früher war, geht mich aber auch gar nichts an. Gott, ein Mann ist doch kein Jungfräulein. Es soll zwar vorkommen. Meinetwegen. Glauben brauch' ich's ja nicht. Aber eines Tages heißt es: Schluß. Gründlich Schluß. Und der Tag ist bei dir gekommen. Seinem Schwiegervater bindet man doch seine Liebesaventüren nicht auf die Nase. Auch nicht die — anständigen. Nun, nun, zuck nicht zusammen. Ich weiß, die Geschichte hat dir am

Herzen gefressen. Also ich rühr' nicht dran, und die Dorothee auch nicht. Übrigens hör' ich die Schlitten vorfahren. Und fünf Minuten lang wirst du deiner Braut auch erst guten Morgen sagen wollen." — —

Von drei Jagdkanzeln knallten die Schüsse auf das Schwarzwild. Von Treibern wurde es durch den schmalen Auslauf aus dem Gehege gedrückt, eine eingelappte Waldwiese entlang und wieder zurück. Was da der Kugel nicht verfiel, war vorläufig gerettet. Erwein Schwebda schoß wenig. Er sah oft nach seiner Braut, die rechts von ihm auf einer Kanzel stand, hinter sich den Büchsenspanner. Sie traf gut, holte sich aus den vorbeijagenden Rotten die starken Keiler heraus. Knallrot hatte die eisige Kälte ihre Wangen gefärbt. In dem grünen Jagdkostüm, kurzem Rock, helle Gamaschen an den Beinen, den Birkhahnstoß auf dem Jagdhut sah sie noch derber aus als sonst. Ab und zu nickte sie ihrem Verlobten mit strahlenden Augen zu. Ein gesundes, frisches Mädel zweifellos, nicht belastet mit einem allzu zartsinnigen Gemüt, urwüchsig — urwüchsig auch in ihrer Liebe.

Als die Jagd abgeblasen war, ließ sie sich die Saufeder geben und machte mit sicherer Hand den Qualen des Wildes, das angeschossen vor ihrer Kanzel lag oder saß, ein schnelles Ende. Jeder Weidgerechte tat das, der Erbprinz hatte gegen solche Fleischerarbeit immer einen Widerwillen gehabt; die Prinzeß konnte lachen dabei.

Dann fuhr man in den Schlitten zur Burg zurück. Nach dem Umkleiden empfing Fürst Schwebda auf einen Augenblick das Brautpaar. Der Arzt war da gewesen; es ging dem Fürsten nicht gut. Der gestrige Tag hatte seinen Kräften tüchtig zugesetzt. Ein paar

freundliche Worte wurden gewechselt, dann waren die beiden entlassen.

Im kleinen Saal wurden sie von der Fürstin und dem Fürsten Hockstein zum Frühstück erwartet. Erst drehte sich das Gespräch um den Kranken, um die Jagd, und dann sagte der Fürst: „Leider zwingt mich ein Telegramm, heute nachmittag abzureisen. Scherereien mit dem Kalisyndikat. Quotenbestimmung. Mich wollen die Herren Bankdirektoren und ähnliche Leutchen natürlich über den Löffel barbieren. Da hätten sie ein bißchen früher aufstehen müssen. Ins Mauseloch kriegen sie mich nicht."

Die Prinzeß lachte. „Papa, das sollten sie eigentlich wissen."

„Nun," sagte der schmunzelnd, „probieren geht über studieren. Ja, und was ich noch sagen wollte, du bleibst noch ein paar Tage hier, Dorothee, aber nicht zu lange. Besprichst mit deiner Schwiegermama, was angeschafft werden soll; ein Mann ist in solchen Dingen hilflos. Aber es muß alles ein bißchen plötzlich gehen; in drei Wochen soll die Hochzeit sein."

Erwein Schwebda saß da mit steinernem Gesicht. Ihm machte sein Schwiegervater nichts weis. Er wollte einfach auf gute Art möglichst bald hier weg. Was sollte er auch noch länger hier herumsitzen? „Das Geschäft" war erledigt. Zu seiner vollkommensten Zufriedenheit. Nach dem Frühstück wurde das Brautpaar wieder entlassen, wie sich die Fürstin Schwebda ausdrückte. Sie wollte wohl mit dem Fürsten Hockstein noch einiges besprechen; sie liebte volle Klarheit.

Die Prinzeß drängte sich auf Schwebdas Schoß. Er duldete ihre stürmischen Liebkosungen. Keinen Vorwurf bekam er zu hören, daß er so kühl blieb.

„Du mußt mir die Räume dann zeigen, Erwein, die wir fürs erste bewohnen werden. Ja, und die Hochzeitsreise, wohin machen wir die? Wir müssen doch leider in der Nähe bleiben. Dein armer Papa! Wie furchtbar leid er mir tut. Wirklich kein Wunder, daß du wie vor den Kopf geschlagen bist. Aber zu sterben versteht er wie ein Fürst und Held."

Er fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn. „Erlaube, Dorothee. Ich muß mich recken und strecken." Sanft schob er sie von seinem Schoß. „Ja, Papa trägt seine Leiden mannhaft. Und da denke ich dran — ich muß mein Abschiedsgesuch jetzt schleunigst schreiben und meinem Kommandeur meine Verlobung melden. Noch bin ich aktiver Offizier. Also entschuldige mich. Ich werde dich zu Mama geleiten."

Einen Augenblick sah ihn die Prinzeß mit großen Augen an; sie kniff die vollen Lippen aufeinander und trat einen Schritt zurück, dann aber hatte sie sich wieder vollkommen in der Gewalt.

„Natürlich, Erwein, das muß erledigt werden. Ich werde Mama fragen, ob wir in einer Stunde ein Stück spazieren fahren können. Ist dir's recht?"

Sie ließ ja doch nicht locker; sie wollte ihm mit aller Gewalt die stillen Stunden rauben, in denen er an — eine andere denken konnte. Und vielleicht war es ganz gut. Was half denn das alles? Es ging doch nur über die Nerven. Aber über eines mußte er schleunigst Klarheit erlangen: wie es um das Zwehrensche Gut stand. Er mußte. Und wenn die Mutter wieder auswich, dann fragte er den Vater. Sein Wort hatte er verpfändet. Er bot seiner Braut den Arm und führte sie zu seiner Mutter, die er in lebhaftem Gespräch mit dem Fürsten Hockstein fand.

Auch unliebe Schreibarbeit bringt man hinter sich. Der Erbprinz legte den Siegellack weg und stützte den Kopf in beide Hände. Wie mochte Annemie diesen Schlag ertragen, ganz tief innen über ihn denken? Nach außen, da trat sie für ihn ein, dem Vater gegenüber, das wußte er ganz genau. Aber sich nicht einmal vor ihr rechtfertigen dürfen, das war grausam hart. Der Tag mußte kommen. Da drüben über den waldigen Höhenrücken lag Zwehren; auf dem Kamm führte die Grenze entlang. Wenn sie da drüben erst wieder hauste, dann war er verheiratet, das Versprechen war erledigt; dann durfte er wieder mit ihr reden. Treffen würde er sie schon einmal — wenn er sie suchte. Und er wollte sie suchen. Wenn — ja, wenn? Da war der springende Punkt. Hatte der Vater Zwehren zu den Stammgütern geschlagen, dann konnte er schwerlich wieder ihre Pfade kreuzen. Nicht ein einziges Mal war es in Berlin in den anderthalb Jahren geschehen, bis auf den Abend, der vom Schicksal ausgesucht schien zum Beweise dafür, daß auch ein Erbprinz nichts anderes war als ein Körnchen Staub auf der Erde, vielleicht nur noch fester gebunden an den Kreislauf als die meisten anderen. Durch ein Hausgesetz, das unerbittlich war wie die Paragraphen der Strafprozeßordnung.

Vor dem Essen würden der Güterdirektor, die Administratoren, der Oberförster zur feierlichen Beglückwünschung vor dem Brautpaar erscheinen. Zur Beglückwünschung! Um das Puppenspiel kam man nicht. Und dann wunderte sich das Volk noch, wenn man hochnäsig an ihm vorbeifuhr. Was wußte das, wie es unter dem äußeren Schimmer aussah. Daß da ein Herz blutete, daß ein aufrechter Sinn sich gegen unsichtbare Ketten nutzlos bäumte. Das gaffte, das

bewunderte, das — beneidete. Ach, ihr lieben Leutchen. Haltung, hieß das Zauberwort; Haltung. Und viele, wahrscheinlich die meisten, saßen oft stundenlang so wie er, den heißen Kopf zwischen die Fäuste gestützt.

Nun wurde es Zeit zur Schlittenfahrt. Dorothees Wunsch war natürlich für die Mutter jetzt Befehl; sie sollten recht oft allein sein, um sich kennen zu lernen. Nachdem sie verlobt waren. Dorothee saß schon im langen Pelz in der Halle und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Wie ich mich freue auf diese Fahrt mit dir."

Am Nachmittag fand die feierliche Beglückwünschung vor dem Brautpaare statt. Der Güterdirektor, Kammerrat Gehrig, hielt eine längere Rede, zu der der Fürst in seinem Rollstuhl öfters Beifall nickte, denn es wurde da reichlich viel gesprochen von den Wohltaten, die die Fürsten Schwebda und ihre hohen Gemahlinnen von jeher über die ganze große Standesherrschaft ausgeschüttet, und daß man auch von der künftigen Fürstin Schwebda erwarte, sie werde in die Fußstapfen ihrer Vorgängerinnen treten. Der Erbprinz dankte mit ein paar Worten, versicherte im Namen seiner Braut, daß die gute Überlieferung der Schwebda weiter von ihr gepflegt werde, und daß er jederzeit, wenn es not tun sollte, mit offener Hand und teilnehmendem Herzen auch selbst handeln wolle, da sich sein hoher Vater durch andauerndes Leiden zu aller Betrübnis gezwungen sehe, ihm schon recht bald die Zügel der Verwaltung in die Hand zu geben. Und da bitte er auch für seine Person um die vertrauensvolle Mitarbeit aller. Die Beamten mußten an den Rollstuhl treten, der Fürst drückte jedem die Hand, als nähme er sie in Eid und Pflicht für seinen Sohn; darauf ließ er sich in sein

Zimmer zurückfahren, während die anderen zur Tafel gingen.

Gleich nach dem Verlobungsessen fuhr Fürst Hockstein im Automobil nach Eschwege. Der Erbprinz begleitete seinen Schwiegervater, der in sehr aufgeräumter Stimmung war.

„Na, mein lieber Erwein, wie kommen wir uns nun vor?" Aber eine Antwort wollte der Fürst anscheinend gar nicht hören, denn er fuhr gleich fort: „Die Brautzeit ist immer eine unangenehme Geschichte. Sei froh, daß du nicht allzuvielem Sums ausgesetzt bist. Gott ja, der Anlaß ist allerdings furchtbar traurig; einer muß gehen nach dem anderen. Die meisten haben ihren Vater sterben sehen. Der Welt Lauf. Was hilft da groß wehklagen? Wir sind ja alle nur ein Glied in der Kette."

Nun fängt der auch noch von der Kette an, dachte der Erbprinz. Und weil er nichts antwortete, redete Fürst Hockstein, dem das Schweigen seines Schwiegersohnes ganz recht war, behaglich weiter: „Ich hab's in meiner Jugend nicht so gut gehabt wie du. Die Herrschaft unter Zwangsverwaltung, nach menschlicher Berechnung noch auf ungefähr fünfzehn Jahre, denn die Schulden meines Vaters konnten sich wahrhaftig sehen lassen. Da hab' ich meine geschäftlichen Talente entdeckt. Es gibt nämlich so dämliche Menschen, die durchaus Umgang mit Fürsten haben wollen. Man kann auch bei aller Geschäftsgewandtheit dämlich sein. Also den Leutchen gefiel es nicht mehr ausschließlich in ihren Kreisen, nachdem sie eine oder mehrere Millionen eingesackt hatten. Da hab' ich sie ausgenützt. Jawohl, ausgenützt, mein Junge. Mich dabei dämlich gestellt. Und wie ich das erste Konsortium fest an der Kandare hatte,

mußte es bei mir auf Kali bohren. Nebenan in Berka war ja welches gefunden worden. Und als sie mir mit einem Vertrag vorher ins Gesicht springen wollten, der einer Schlinge verteufelt ähnlich sah, hab' ich sie ausgelacht. Darüber lasse sich später reden, denn vorläufig läge doch das Fell des Bären noch nicht zur Teilung auf dem Tisch. Dabei hatten die Zwangsverwalter natürlich das meiste zu sagen. Aber in Kassel saß einer — mit reinen Fingernägeln hab' ich den nie gesehen — der wollte mich unterstützen, wenn die Sache klappte, um irgend einem guten Freund im Konsortium eine Nase zu drehen, falls nämlich abbauwürdiges Kali gefunden würde. Und mich natürlich dann schleunigst an die Wand drücken. Von dem Manne hab' ich ungeheuer viel gelernt. Die Sache kam denn auch ganz anders; nach sechs Jahren war ich die Zwangsverwaltung los, heiratete vernünftig, und nun ringt man die Hände, wenn man mit mir Geschäfte machen muß. Ja, lieber Erwein, Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige. Und falls sich mal Gelegenheit bieten sollte, bei mir in die Lehre zu gehen, tu es getrost, dich seif' ich nicht ein."

Kaum konnte der Erbprinz einen Dank stammeln. Ein tüchtiger Geschäftsmann war sein Schwiegervater zweifellos. Er hatte nicht nur verstanden, selbst „vernünftig" zu heiraten, sondern auch seine Tochter sehr vernünftig zu verheiraten. Früher war die Freundschaft zwischen Schwebda und Hockstein nicht überwältigend gewesen; erst in den beiden letzten Jahren hatte sie sich zur Herzlichkeit verdichtet. Und sein Schwiegervater hatte sie sicher nur so eifrig gepflegt, um seinen Plan durchzusetzen. Wut überkam den Erbprinzen. „Dich seif' ich nicht ein," hatte Fürst Hockstein gesagt; er hatte

es ja bereits getan, ganz gründlich, und machte sich wahrscheinlich jetzt im stillen lustig über die Schwebda, weil ihm sein Plan so ausgezeichnet gelungen war. Wahrhaftig, er war ein Glied an der Kette, dauerhaft festgeschmiedet für ein ganzes Leben. Und der Hammer, der Glied um Glied an die Kette hämmerte, hieß das Hausgesetz.

Wieder fing der Fürst harmlos an zu plaudern; er mahnte ihn, Dorothee nicht länger festzuhalten als die drei Tage, denn es müsse doch noch eine Menge besorgt werden — dabei lag alles fix und fertig auf dem Hockstein'schen Schlosse. Wie Hohn kamen ihm die Worte seines Schwiegervaters vor.

„Noch tausend Grüße an deine guten Eltern. Du, übrigens deine Mutter hat auch eine geschäftliche Ader. Teufel auch, an alles hat sie gedacht und sich's obendrein noch schriftlich geben lassen. Was tut man nicht, um seinem verliebten Mädel die Zukunft möglichst angenehm zu machen. Halt sie mir gut, die Dorothee, und gib ihr noch einen Kuß von mir. Da sind wir ja schon auf dem Bahnhof."

Als der Erbprinz zur Heimfahrt einstieg, befahl er dem Wagenlenker, langsam zu fahren. In die Ecke gedrückt saß er im Automobil, die Stirn in Falten gelegt, die Lippen aufeinandergepreßt. Was half denn noch alles Grübeln? Rein gar nichts! Mit den Tatsachen mußte man sich abfinden. Und Dorothee hatte ihn lieb, lieb mit ererbter Rücksichtslosigkeit. Was konnte sie schließlich dafür? Also ihr nicht zeigen, wie er litt. Lieber den Rausch gesucht, den Rausch.

Als er den kleinen Salon seiner Mutter betrat, fand er sie dort mit Dorothee. Er nahm die Braut in die Arme und küßte sie herzhaft. Die Fürstin Schwebda

aber kniff die Augen klein. Sie kannte sich in ihrem Sohne aus. Es war ein Anklammern. Betäubung suchte er; das war gut fürs erste. Die Dorothee bekam ihn dann schon fest in die Hand.

Drei Tage später brachte der Erbprinz mit seiner Mutter die Braut zur Bahn. Auf der Rückfahrt nach Schwebda glaubte die Fürstin, ihrem Sohne recht vorsichtig ihre Anerkennung über sein Verhalten aussprechen zu müssen. Denn nun begann die Zeit, in der er viel allein war, und da kam er sonst womöglich auf dumme Gedanken.

„Es geht einem das Herz auf, wenn man sieht, wie lieb dich Dorothee hat. Papa hat die Wahrnehmung auch sehr wohl getan."

Also dann gleich angesetzt zum Sturm. Das geschlossene Automobil war der geeignetste Platz dafür. „Was hilft mir's denn? Ich muß mich in mein Schicksal fügen. Daß mich Dorothee aufrichtig lieb hat, unterliegt wohl keinem Zweifel. Soll ich sie entgelten lassen, wofür sie nichts kann?"

„Mich freut's, daß du so vernünftig denkst! Seid ihr erst Mann und Frau, wird der letzte, bittere Rest aus deinem Herzen schwinden, Erwein."

„Du könntest mir viel von der Bitternis nehmen. Durch ehrliche Antwort, wie es um Zwehren steht, Mama."

„Papa hat Zwehren gekauft und anständig bezahlt. Der eine Grund war, weil das Gut in unsere Besitzungen recht lästig einsprang, nun sind sie schön abgerundet."

„Und der andere — darüber ist wohl kein Wort mehr zu verlieren," sagte der Erbprinz, als seine Mutter schwieg.

„Nein, Erwein, darüber darf gar kein Wort mehr verloren werden."

Da straffte er sich auf in seiner Ecke. „Das heißt also: Zwehren ist zu den Stammgütern geschlagen worden."

„Ja, mein Sohn."

„Und das muß auf der Stelle rückgängig gemacht werden. Hab' ich ein so großes Opfer gebracht, so darf ich wohl auf Entgegenkommen rechnen."

„Und die Gründe?" Da war die Mutter wieder die kalte, hochmütige Fürstin.

„Ich hab' mein Wort verpfändet, Zwehren den Herrschaften zum Kauf wieder zur Verfügung zu stellen, sobald ich mein Erbe angetreten habe. Du weißt wohl, sie sind jetzt in ganz leidlicher Vermögenslage."

„Eben deshalb hat Papa Zwehren den Stammgütern einverleibt. Wir haben ja, Gott sei Dank, noch einige Vorrechte. Das Hausgesetz —"

„Das Hausgesetz." Bitter lachte er auf, knirschte vor Wut mit den Zähnen. „Das Hausgesetz soll uns stark machen, und dabei bindet es uns die Hände."

„Wo Licht ist, ist auch Schatten, Erwein. Das Hausgesetz ist unsere Stütze. Daß sich beim Sturme der Stamm an der Stütze reiben kann, die ihn dann verwundet, geb' ich zu. Unsere Haltung aber bindet ihn sofort wieder fest an die Stütze."

„Da wären wir also vom Hausgesetz zur Haltung gekommen. Gleich kommen die Ketten an die Reihe."

„Ketten? In dem Sinne, wie du das Wort zu meinen scheinst, ist es von deinem Vater und mir nie gebraucht worden."

„O nein, von euch nicht. Gott bewahre. Wie kämt ihr auch dazu? Aber von mir! Kurz und gut, ich muß unbedingt mein Wort halten. Zwehren muß wieder 'rausgenommen werden aus den Stammgütern, gleich morgen."

„So? Das ist wohl die Abfindung?“

„Mama!“

Der Erbprinz schrie das Wort heraus. Aber seine Mutter machte nur eine abwehrende Handbewegung.

„Deine Empfindlichkeit zeigt mir nur, daß ich das rechte Wort getroffen habe. Papa hat außerdem sehr viel in Zwehren hineingesteckt, das Gut war ja ganz verlottert, ich glaube an fünfzigtausend Mark, wenn es nicht noch mehr waren oder werden, und die willst du wohl mitopfern? Nein, mein Sohn! Du hast kein Recht, über Sachen zu verfügen, die dir nie völlig allein gehören werden, über die du nur zu Lebzeiten die Nutznießung hast.“

„Da wären wir ja endlich so weit. Bis ein anderes Glied der Kette an die Reihe kommt.“

„Richtig. Und das wirst du sofort heute abend als anständiger Mensch ehrlich Herrn v. Zwehren schreiben. Du bist ganz einfach von falschen Voraussetzungen ausgegangen. Übrigens, glaubst du denn, dein Vater könnte ein solcher Narr gewesen sein und nicht mit dem Fall gerechnet haben? Dann würde dir die Annemarie Zwehren wohl sehr oft — zufällig über den Weg laufen.“

Keuchend kam dem Erbprinz der Atem durch die Kehle. „Lästere Annemie nicht, Mama.“

Die Fürstin zuckte gelassen die Schultern. „Das liegt mir fern. Aber wäre das denn ganz unbegreiflich? Man muß mit dem Schlimmsten rechnen, dann gibt es wenigstens keine unangenehmen Überraschungen. Und wenn du deinen Vater morden willst, Erwein, so geh zu ihm und stell ihn zur Rede. Ich vertrete dir den Weg nicht mehr.“

Weiter fiel kein Wort mehr auf der Heimfahrt. Wozu auch? Vollkommen hatte man ihn gebunden.

Eingeschnürt wie ein Wickelkind lag er in seidenem Kissen, auf dem die Fürstenkrone prangte.

Bis zwei Uhr nachts quälte er sich mit dem Briefe an Herrn v. Zwehren ab.

Annemie Zwehren saß gerade mit ihrem Vater beim Nachmittagstee, als ihm der Brief des Erbprinzen gebracht wurde. Er erkannte die Handschrift sofort.

„Aha. Nun geht's los. Da. Aus Schwebda. Was denkst du, wird darin stehen?“

Annemie hatte sich all die Tage zusammengenommen. Sie war ruhig geblieben, obgleich ihr Vater immer wieder das Gespräch auf Erwein Schwebda brachte. Er sah anscheinend gar nicht, wie sie litt; hatte sich in seine Wut verbissen. Und sie hatte all die höhnischen Bemerkungen stumm über sich ergehen lassen. Wenn ihm erst neue Kupferstiche ins Haus getragen wurden, dann würde Ruhe werden, wenigstens für einige Zeit. Und nun der Brief.

Sie begriff nicht, was noch zu schreiben sein sollte. Ihr wär' es das liebste, sie würde Zwehren nie wieder sehen. Die Mutter lag in Hinterpommern begraben. Sie hatte da nicht ruhen wollen, wo sie bei Lebzeiten keine ruhige Stunde gehabt hatte. Gestemmt hatte sie sich gegen den Zerfall mit aller Kraft, der Vater aber hatte vor seinen Kupferstichen gesessen. Viel Zank hatte es zu Hause gegeben. Oft wußte die Mutter nicht, woher sie das Geld für die Hypothekenzinsen nehmen sollte, der Vater aber kam selig mit ein paar neu erworbenen Kupferstichen aus Kassel, Erfurt oder Eisenach nach Hause. Weit war er unter den Händlern als „taugliches Objekt“ bekannt. Dann kam in der letzten Minute Onkel Friedrich Karl aus Hinterpommern und brachte

das unbedingt nötige Geld mit. Für die Schwester tat er alles. Vorwürfe ersparte er ihr freilich nicht. Einmal als zehnjähriges Mädel hatte sie an der Tür gelauscht und gehört, wie der Onkel in seinem tiefen Baß losgewettert hatte: „Ich hab' dich gewarnt! Müdes Blut, dieser Hesse! Aber du hast's ja so haben wollen, durchaus! Für die Annemie werd' ich immer da sein, hoffentlich hat sie eine tüchtige Portion von unserem Blute geerbt. Sonst geht das schöne Geld, das sie einmal von mir bekommt, auch flöten. Es braucht ja nicht gerade für Kupferstiche zu sein. Erzieh mir die wenigstens vernünftig. Und wenn's nicht anders geht, treib ihr das müde Blut mit der Rute aus, sie wird dir's noch mal danken. Ja, wenn du hier nicht die Hände rührtest, dein Mann läge schon längst mit zerrissenen Stiefeln auf der Landstraße. Aber das Vergrößerungsglas hätte er noch in der Tasche."

Da war sie hellsehend geworden. Da war die Liebe zu Onkel Friedrich Karl, vor dem sie vorher immer ein Grauen empfunden hatte, zu heller Flamme emporgelodert. Fest hatte sie sich an die Mutter geklammert, der Vater war ja froh, wenn man ihn mit seinen Kupferstichen allein ließ. Die Mutter hatte zu kränkeln angefangen. Sie war wohl schon lange leidend, hatte sich nur nichts merken lassen. Denn wenn sie nicht auf dem Posten blieb, was sollte dann werden? Ein rasend schneller Zusammenbruch ihrer Kräfte war gekommen. Sie hatte wenigstens nicht lange zu leiden und den Verkauf des Gutes nicht mehr zu erleben brauchen. Aber die Kupferstiche wurden gerettet. Solange der Vater die hatte, mußte das kleine Kapital, das ihm nach dem Verkauf von Zwehren übrig geblieben war, zum Unterhalt und zu wenigstens einigen Käufen dienen.

Später, bald würde die Welt ja erkennen, was für Werte in den großen Schränken aufgespeichert lagen. Und eine schöne Erbschaft war ja auch noch zu erwarten. Aber der gutmütige Onkel Friedrich Karl war doch nicht so weit gegangen, seinem Schwager das Geld in die Hände zu geben. Das gehörte seiner Nichte. Das gehörte ihr. Und mit diesem Rückhalt ließen sich die Launen des Vaters ertragen. Denn was sollte aus dem hilflosen Manne werden, wenn sie nicht über ihn wachte? Über ihren Vater. Das war ja ganz selbstverständlich.

Jäh wurde sie aus ihren Grübeleien aufgeschreckt. Höhnisch lachte der Vater auf und fuchtelte mit dem Briefe in der Luft herum.

„Hab' ich dir's nicht gesagt, Annemie? Irgendwie wird sich dein Erbprinz schon um das Halten seines Wortes drücken. Höre, was er schreibt. ‚Mein Vater hat Zwehren, wie ich soeben erst erfahren habe, den Stammgütern einverleibt. Das Hausgesetz wünscht das nach Möglichkeit.' Das Hausgesetz, 'ne wundervolle Ausrede. Da steht er nun in seiner ganzen Gloriole, dein Erbprinz."

Annemie biß die Zähne aufeinander. Sie wollte nicht hart werden gegen den Vater. Und doch kamen ihr die Worte voller Vorwurf aus dem Munde.

„Ich finde, ein solches Hausgesetz kann ein Segen sein. Da ist ein Niedergang der Familie so gut wie ausgeschlossen."

„Und man kann mit diesem Segen sein Ehrenwort brechen, vertrauende Mädchen sitzen lassen."

„Papa!"

„Tu doch nicht so entsetzt. Oder stimmt es vielleicht nicht? So sieht diese ‚Blüte der Nation' aus."

Das war zuviel für Annemie. Nun herunter, was

sie auf dem Herzen hatte, damit es klar wurde zwischen ihr und dem Vater. Damit endlich dieses Zerren an ihren Nerven ein Ende nahm.

„Kennst du ein Gesetz, das nicht hart wirken kann? Ich nicht! Und warum willst du Zwehren durchaus wiederhaben? Denkst du, ich möchte eine Meile von Schwebda wohnen? Ob du dir hier oder in Zwehren deine Kupferstiche besiehst ..."

Große Augen machte Herr v. Zwehren. Von der Seite kannte er seine Tochter noch gar nicht, er sprang auf. „Was ist denn mit einem Male in dich gefahren? Hat dein Verstand gelitten?"

„O nein! Aber über deinen Kupferstichen vergißt du dein einziges Kind. Hast du dir je Mühe gegeben, Zwehren zu halten? Nie! Nie! Und seit du's verloren hast, bist du auf einmal wie närrisch auf das Gut. Ich habe über das Vermögen zu verfügen, niemals würde ich einen Pfennig herausgeben, um Zwehren wiederzuerwerben. Und nun bitte ich dich, halt Ruhe. Über das Gut wie über den Erbprinzen. Ich brauche jetzt meine Kräfte. Ich bin fertig! Sonst — sonst wär' ich nicht so deutlich geworden, Papa."

Wild aufschluchzend warf sie die Hände gegen ihr bleich und spitz gewordenes Gesicht. Ihr Vater aber stand da mit offenem Munde, ratlos. Ein Gefühl von Schuld dämmerte endlich in ihm auf. Aber schwach, wie er war, griff er zu Hut und Stock und ging der Auseinandersetzung aus dem Wege, die seine Tochter fester an ihn hätte binden können.

— — — — — — — — — — — —

Erwein Schwebda wußte nicht, was mit der Zeit beginnen. Von seinem Vater wurde er nur zweimal am Tage auf kurze Zeit empfangen. Der saß zu=

sammengesunken in seinem Rollstuhl, und das Reden fiel ihm immer schwerer. Sanitätsrat Messerschmidt machte ein sehr bedenkliches Gesicht und ließ durch seine Worte durchklingen, daß es ihm sehr fraglich erscheine, ob der Greis überhaupt noch den Hochzeitstag erleben werde. Und wenn es der Fall wäre, könnte es leicht zur Katastrophe führen. Aber Fürst Schwebda wollte von dem Vorschlag seiner Frau, die Hochzeit, wie es eigentlich Sitte war, im Hause der Braut zu feiern, nichts wissen. Das Kinn reckte er vor, die Augen glühten unter den buschigen, weißen Brauen. „Ich kann mich nicht mehr rühren. Im Ehevertrag steht, daß die Hochzeit aus diesem Grunde hier gefeiert werden soll. Verträge sind dazu da, daß sie gehalten werden. Nichts mehr will ich davon hören."

Trat sein Sohn ein, so streckte er ihm die zitternde Hand entgegen, nickte und fragte: „Hat die Dorothee heute geschrieben? Hast du geantwortet?"

Und da die Antworten immer nach seinem Sinn waren, so saß er dann stumm da, beobachtete scharf seinen Sohn und sagte nach zehn Minuten: „Geh nun, Erwein. Seinen Vater so hinfällig zu sehen, das greift ans Herz. Aber ich will dir ein Beispiel geben, wie ein Fürst zu leben hat, gelassen, mag da kommen, was will. Man muß die ernsten Tage ebenso ruhig ertragen wie die fröhlichen. Und die hab' ich auch erlebt. Nur keine übermäßigen Gefühlsduseleien."

Wenn auch die Worte einmal anders fielen, den gleichen Sinn hatten sie doch.

Mit seiner Mutter kam der Erbprinz außer bei den Mahlzeiten kaum zusammen. Die Fürstin hatte angeblich zuviel zu tun. Es gab eine Menge zu bedenken. Dem jungen Paare mußten Wohn- und

Schlafräume in der Burg bereit gemacht werden. Vielleicht würden sie sie nie beziehen, denn wenn ihr Mann starb und sie nach Hohenröthen übersiedelte, dann wurde die Einteilung doch wieder über den Haufen geworfen. Nachher mochte das junge Paar sich sein Leben einrichten, wie es wollte; jetzt galt es, mit der Gegenwart zu rechnen und mit der allernächsten Zukunft. Stunden kamen, in denen ihr Sohn ihr unheimlich war; oft verließ er den ganzen Tag, außer zu den Mahlzeiten und zu dem kurzen Besuche bei seinem Vater, seine Räume nicht. Sie redete ihm zu, auszufahren oder zu jagen, aber er sagte, er fühle sich nicht wohl.

Sanitätsrat Messerschmidt, der eines Tages auf ihr Drängen sich bei ihm melden ließ, stellte fest, daß der Erbprinz Fieber hatte. „Aber Durchlaucht, was soll denn das heißen?"

Da lachte der bitter auf, vor dem alten Hausarzte brauchte er kein Blatt vor den Mund zu nehmen. „Total kaput die Nerven. Total kaput."

„Hm ja! Also schlafen. Ich werde ein Mittel schicken. Aber allerhöchstens drei Pulver, Durchlaucht."

„Bitte tun Sie das, Herr Sanitätsrat. Wie zerschlagen komm' ich mir vor. Mein Kopf hält schon gar nicht mehr. Kaum einen vernünftigen Brief an meine Braut bring' ich fertig. Nicht einmal in die Zeitungen seh' ich; sitz' da oder lauf' im Zimmer herum — ganz stumpfsinnig."

„Na, das gibt sich auch wieder. Fürs erste also schlafen."

Als Erwein am nächsten Tag nach Tische mit seiner Mutter im kleinen Salon den Mokka trank, sagte sie ganz nebenbei: „Ich habe mit Papa gesprochen. Vetter

Franz Joseph von den Windischgrätzdragonern hat so lieb geschrieben. Willst du ihn nicht bitten, jetzt schon zu kommen? Der frische Mensch wird uns allen gut tun."

Das war ein Gedanke, den griff er gern auf. Der Franzl, der war ein Kerl. Österreichisch gemütlich und von einer Offenherzigkeit, über die er früher laut hatte lachen können. Da hatte er doch jemand, mit dem er von Mann zu Mann sprechen konnte.

„Ich werde sofort an ihn schreiben, Mama."

Als er gegangen war, schüttelte die Fürstin den Kopf. Wie konnte ein Mann nur so pflaumenweich sein. Mit dem Franz Joseph wollte sie unter vier Augen reden, wenn er kam.

Nach den Schlafpulvern fühlte sich der Erbprinz wohler. Seine Feder glitt rasch über den Briefbogen. Herzliche Worte kamen aufs Papier. „Telegraphier deine Ankunft, Franzl. Gib mir keinen Korb, bitte nicht. Böhmen liegt ja nicht aus der Welt."

Und als der Brief geschlossen und gesiegelt war, nahm er den dicken Pack vor, den seine Braut in den wenigen Tagen an ihn geschrieben hatte. Groß, steil und kräftig waren die Schriftzüge. Er las die Seiten heute mit scharfen Sinnen. Aus jeder Zeile sprach Klugheit und ein fester Wille und ehrliche Liebe. Mein Gott, die hatte er nicht verdient. Aber mit der Zeit, wenn die Vergangenheit tiefer und tiefer versank, dann fand sich hoffentlich der Ausgleich. Wenn Dorothee Mutter war. Kinder sind ja ein so fester Kitt. Nie wieder würde er so herzhaft lachen können wie damals in der Köhlerhütte im Zwehrener Walde, als Annemie sich ängstlich an ihn geklammert und gesagt hatte: „Deine Eltern werden es aber nicht zugeben, Erwein." Ach, wie stark

war er sich damals mit seinen vierundzwanzig Jahren vorgekommen. Er, der Erbprinz Schwebda, und seinen Willen nicht durchsetzen. War das denn nicht zum Lachen gewesen? Hausgesetz — pah! Und wenn schon, der Franzl würde sich freuen. Für ihn blieb genug übrig an barem Gelde. Man blieb Offizier; wenn es einem schließlich nicht mehr paßte, setzte man sich irgendwo auf ein Gut. Mit seiner Annemie. Da war er aber bei dem Vater an den Rechten gekommen.

Das Hausgesetz, einen dicken Band in Leder, auf dem das fürstlich Schwebdasche Wappen prangte, hatte er zur Hand genommen, Paragraph auf Paragraph hatte er verlesen. Und was da auf dem alten Pergament stand, das sollte unumstößlich sein? Gelten durch Jahrhunderte? Ja, es galt auch heute noch. Und wenn er's in Ruhe überdachte, war das ganz gut so. Brach darunter zusammen, was nicht die innere Kraft hatte, das Hausgesetz wahrte die Schwebda vor dem Zurücksinken in die breite Masse. Manch einer hatte den Hausbesitz vermehrt, aber keiner hatte ihn mindern dürfen. Es hatte eben alles im Leben seine zwei Seiten. Man litt nicht Not; vor einem Fürsten Schwebda sprangen alle Türen auf.

Er erhob sich und reckte die Arme zur Seite. Es war wohl schon so: was schwach war, blieb auf der Heerstraße des Lebens liegen. Und wenn man die Zähne für den Anfang aufeinanderbiß; die Annemie tat's sicher auch. Sie hatten ja beide ihr Wort gehalten. Potsdam und Berlin ein Katzensprung — und trotzdem hatten sie beide die Kraft gefunden, sich nicht einmal in der Menschenmenge zu suchen. Das war ihm nicht immer leicht gefallen und der Annemie sicher auch nicht. Aber man war ja einander sicher. Der Tag kam doch.

Und an dem Tage wollte man sich gerade in die Augen sehen können. Er kam nie, der Tag. Nie! Nie! Ein wehrloser Mann hauste auf Schwebda — an der Seite einer anderen.

Heiß und müde machten die Gedanken aber doch. Was half denn alles Einreden? Heller Wahnsinn war es. Hier saß ein — Mann, den das Hausgesetz niedergeschmettert, dem sein sterbender Vater Fessel um Fessel angelegt hatte. Die Briefe seiner Braut warf er jäh in das Fach des Schreibtisches und verschloß es; dann griff er nach dem Stoß Zeitungen, der aufgeschichtet neben ihm lag. Vielleicht ging's heute, vielleicht tanzten ihm die Buchstaben nicht vor den Augen. Sein Blick blieb an einer Heeresbeförderungsliste hängen. Ein paar waren Generale geworden, je weiter herunter, um so mehr waren in höhere Stellungen eingerückt oder hatten Kommandos erhalten, ein paar Bekannte waren dabei. Da schrieb man einen Glückwunsch; zu tun hatte man ja weiter nichts, als auf den Hochzeitstag zu warten. Aber hinterher kam das dicke Ende: Verabschiedungen. Die allerwenigsten gingen freiwillig; mancher mochte nicht wissen, was nun aus ihm werden sollte. Ach ja, es war alles Stückwerk im Leben. Der eine fiel in einen Abgrund, der andere über die Türschwelle und brach sich das Genick. Es gab keine Gerechtigkeit auf Erden. Aber es gab Gesetze, die die Herde vorwärts trieben, immer weiter durch die Jahrhunderte. Und das Gesetz, das dem einen Wohltat war, empfand der andere als Narrheit. Aller Weisheit letzter Schluß war doch: die Zähne zusammengebissen und, wenn es sein mußte, die Ellbogen gebraucht. Sonst wurde man niedergetrampelt von der Herde. Blatt auf Blatt wendete der Erbprinz um. Er las hier, las

da. Der Gehirnkasten arbeitete ja wieder ganz wunderschön, und Fieber hatte er auch nicht mehr. Ja, wenn man die eiserne Stirn aufsetzte und den Regungen des Herzens keinen zu großen Spielraum ließ, dann biß man sich durch. Darauf kam's am Ende ja doch an.

Auf einmal fuhr sein Kopf hoch. Einen heftigen, wahnsinnigen Schlag hatte sein Herz getan; näher zog er das Zeitungsblatt an sich heran, er hatte den Namen Zwehren gelesen. Die Augen überflogen die Zeilen. Rasch wendete er das Blatt um und sah nach dem Datum. Vor vier Tagen war das geschehen. Am Spätnachmittag. Da hatte Herr v. Zwehren seinen Brief schon gehabt. Am Potsdamer Platz überfahren von einem Automobil, sofort tot. War dieser Tod ein gesuchter oder Zufall? Und wenn er Zufall war, konnte da nicht die Erregung über den Brief seine Geisteskräfte gelähmt haben? Und vor wenigen Minuten hatte er sich alles mögliche eingeredet? Was blieb denn nun davon übrig? Nichts weiter, als das Bewußtsein, ein erbärmlicher Kerl gewesen zu sein, der mit sechsundzwanzig Jahren nicht einmal die Kraft gehabt hatte, seinen Weg zu gehen, im Vertrauen auf seinen Kopf und, wenn es sein mußte, auf seine Faust. Dabei hätte ihn Annemies beträchtliches Vermögen von Anfang an so gestellt, daß er sich sorglos hätte betätigen können, selbst wenn sein Vater ihm jede Unterstützung versagt, ihn völlig enterbt hätte. Nun stand die Annemie ganz allein auf der Welt. Mit dem Zeitungsblatt ging er zu seiner Mutter.

„Hast du das gelesen?"

Die Fürstin brachte die Lorgnette an die Augen und las mit hochgezogenen Brauen. Las reichlich lange. „Nein, Erwein. Das ist ja entsetzlich traurig."

Mit zusammengekniffenen Augen und verzerrten Mundwinkeln sah er seine Mutter an. „Wir sind die Mörder. Wir!“

„Erwein.“

Das Wort sollte kalt, hochmütig klingen, aber es schwang ein ängstlicher Unterton hindurch. Und das war kein Wunder. Leichenblaß war das Gesicht ihres Sohnes geworden, er verlor die Haltung, fuchtelte mit den Fäusten durch die Luft und schrie: „Ja, ja! Wir sind die Mörder. Wir alle drei. Aber besonders du und ich. Denn mit Todkranken soll man nicht rechten. Mir fällt es jetzt wie Schuppen von den Augen. Daß ihr mich in die Sünde hineingetrieben habt. Daß ihr gar nicht fragt, ob ich ein Herz in der Brust habe. Daß ihr 'reingefallen seid auf ein Geschäft, das Albrecht Hockstein euch eingeredet hat. Jawohl, zuck nur zusammen. Eingeseift hat euch Hockstein. Seine Tochter wird in die Kompanie gegeben mit dem nötigen goldenen Untergrund. Und dann geht's los. Auf dem Geschäft werden weitere aufgebaut. Es braucht auf den Schwebdaschen Besitzungen ja nicht gerade Kali gefunden zu werden. Ein paar gute Granit- und Basaltsteinbrüche sind ja vorhanden. Stehen da heute zweihundert Arbeiter drin, können es über Jahr und Tag zweitausend sein. Dann gibt es eine neue Familiengründung, zur Abwechslung mit beschränkter Haftpflicht, und daß Albrecht Hockstein den größten Haufen Gold in die eigene Tasche steckt, das ist selbstverständlich. Aber damit wird seine Weisheit noch nicht zu Ende sein, ganz sicher nicht. Ihr aber schreit mir in die Ohren: das Hausgesetz! Und was die Schwebda zusammengehalten und vermehrt haben, das darfst du nicht einer Laune opfern.“

Er riß seiner Mutter das Zeitungsblatt aus der Hand und hielt ihr die Stelle dicht vor die Augen. „Da, lies, was wir angerichtet haben. So lach doch. Sag doch, daß das Unsinn ist.“

Die Fürstin suchte mit aller Anstrengung ruhig zu bleiben. Sie mußte versuchen, ihren Sohn wenigstens über die nächsten Stunden hinwegzubringen. Er hatte schärfer sehen gelernt, als für ihn gut war. Hätte Albrecht Hockstein ihren Rat befolgt, wäre er mit der Hochzeit drei Tage nach der Verlobung einverstanden gewesen, in Rücksicht auf das schwere Leiden ihres Mannes hätten sie das leicht durchsetzen können. Aber das hatte Albrecht Hockstein nicht gewollt, aus Gründen, die sehr durchsichtig waren. Damit später, wenn Zeiten kamen, die ihm vielleicht nicht gefielen, in denen manches durchsickerte, es nicht hieß: er hatte es verdammt eilig, das Geschäft in Ordnung zu bringen, denn sonst hätte Erwein Schwebda sicher einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. So aber wurde eben der Herzenswunsch des todkranken Fürsten Schwebda erfüllt, nachdem die gesetzlichen Formeln vorschriftsmäßig erledigt waren. Also ihrem Sohne mit kalten Worten Haltung geben.

„Du siehst am hellen Tag Gespenster. Dieser weiche Herr v. Zwehren und in den Tod gehen wegen des Gutes, das zu halten er sich nicht die geringste Mühe gegeben, als es noch Zeit war. Und dann: sich überfahren zu lassen von einem Automobil. Das ist weder ein sicherer Tod noch ein besonders schmerzloser. Nein, mein lieber Junge, das ist einfach ein ganz entsetzlicher, unglücklicher Zufall. Ich werde sofort an Fräulein v. Zwehren schreiben. Mein innigstes Beileid ausdrücken — und natürlich auch deines.“

Die Mundwinkel des Erbprinzen zuckten, auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Verachtung.

„Du wirst sehr ausführlich schreiben. Oh, ich kann es mir denken. Und Annemie wird deinen Brief verstehen. Und antworten, ganz wie du es haben willst, denn sie ist natürlich viel zu stolz und hochgesinnt, dir Vorwürfe zu machen oder gar mit glatten Worten zu schreiben: Ihr habt ihn in den Tod getrieben. Dann hast du's schwarz auf weiß, was für unschuldsvolle Engel wir sind. Und was man schwarz auf weiß besitzt ... Für den Schwindel kann ich dir wirklich nicht auf den Knien danken. Der — der," er faßte mit dem Zeigefinger in den Kragen, als sei ihm die Kehle zugeschnürt, „der wär' selbst für mich zu plump."

Die Fürstin wollte ihren Sohn jetzt keinesfalls aus den Augen lassen. „Du hast dich völlig verrannt. Stellst jedes Ereignis in eine Lage, in der es dir Grauen erregt."

„Ja, Mama, Grauen hab' ich vor dem Leben, das nun kommen soll. Ob es nicht besser ist — na, das werd' ich mir überlegen."

Die Fürstin richtete sich höher auf. „Soviel mir bekannt ist, hat noch nie ein Schwebda freiwillig sein Leben von sich geworfen, weil er zu feig war, es weiter zu tragen."

Der Erbprinz war auf einmal ganz ruhig geworden. Ein Gedanke war in ihm aufgezuckt. „Du hast recht. Das darf ich dir nicht antun." Und dann stürzte er aus dem Zimmer und lief, das Zeitungsblatt in der erhobenen Hand schwingend, wie ein Irrsinniger nach dem Seitenflügel der Burg, in dem die Büroräume lagen. Er riß eine Tür auf.

„Verzeihung, Herr Kammerrat, aber ich bin in heller Aufregung. Haben Sie das da gelesen?"

Der Güterdirektor überflog die wenigen Zeilen und sagte dann ruhig: „Ich bin wenigstens unterrichtet von dem bedauernswerten Unglücksfall."

„Und Sie haben meinen Eltern nichts davon gesagt?"

„Nein; die durchlauchtigste Frau Fürstin hat doch jetzt so große Sorgen, daß ich glaubte von einer Meldung absehen zu müssen, und daß ich Seine Durchlaucht unterrichtete, das war doch vollkommen undenkbar."

„Und mir Mitteilung zu machen, das hielten Sie wohl für völlig unnötig?"

„Durchlaucht, ich bin gebeten worden, das nicht zu tun."

Der Erbprinz trat ans Fenster und faßte mit der Faust derb an den Riegel; es stimmte also, was er sich gedacht.

„Fräulein v. Zwehren hat an Sie geschrieben?"

„Jawohl, Durchlaucht."

„Irre ich nicht, so hat sich Herr v. Zwehren beim Verkauf des Gutes vorbehalten, im Erbbegräbnis der Familie beigesetzt zu werden."

„So ist es, Durchlaucht."

Der Erbprinz schnellte herum.

„Herrgott, lassen Sie sich doch nicht jedes Wort aus dem Munde ziehen. Wann findet die Beerdigung in Zwehren statt?"

„Sie hat bereits stattgefunden."

„Wann?" — Der Erbprinz schrie das Wort heraus.

„Vor anderthalb Stunden, Durchlaucht."

Da lief er aus dem Zimmer. Annemie in der Nähe! Ein Schreiber kam ihm über den Weg. „Laufen Sie: das Auto soll sofort vorfahren."

Drei Stufen nahm der Erbprinz mit jedem Satze. Das Herz hämmerte ihm bis zum Hals hinauf. Er

drückte auf die elektrische Klingel und rief seinem Kammerdiener zu. „Schnell, Gehrock, schwarze Hose, Zylinder."

Die Kleider riß er sich vom Leibe. Eine Viertelstunde später raste das Automobil nach dem Bahnhof in Eschwege. Es war gerade noch möglich, vor dem Zuge anzukommen. Und wenn Annemie mit dem fortwollte, ließ er sie einfach nicht weg. Auch nicht wenn es einen öffentlichen Skandal gab. Bis heute hatte er sein Wort gehalten. Er war verlobt, da war's erloschen. Gott, was redete er sich da ein? Was wollte er denn von Annemie? Richtig — sie fragen, ganz genau fragen, wie der Unglücksfall sich ereignet hatte. Wie Herr v. Zwehren seinen Brief aufgenommen. Was sie nun beginnen wolle. Und wenn sie ihm keine klaren Antworten gab, packte er sie am Handgelenk, zog sie in das Automobil und fuhr mit ihr nach Schwebda. Jetzt war ihm alles gleichgültig. Vielleicht wurde er verrückt, eine Wohltat wäre das. Dann hatte die Qual doch wenigstens ein Ende.

„Schneller — schneller," rief er dem Fahrer zu.

Sprang ein Reifen, dann gab es Genickbrüche. Wie Gespenster flogen die Bäume an der Straße in der Winterdämmerung vorüber. Da, endlich, tauchten die ersten Häuser von Eschwege auf. Er riß die Uhr heraus. Zu spät, wenn der Zug nicht Verspätung hatte. Das kam auf dieser Nebenstrecke nicht allzu selten vor.

Der Erbprinz lief ohne Karte an der Bahnsteigsperre vorbei. Durch die Dämmerung leuchtete das grüne Licht der Laterne, das Schlußlicht, und wurde kleiner und kleiner. Also um zwei Minuten war er zu spät gekommen. Mit hastigen Worten fragte er den Bahnhofsvorstand, der den Signalstab noch in der Hand hielt.

„Ist — ist mit diesem Zuge — Fräulein v. Zwehren abgefahren?"

„Jawohl, Durchlaucht."

Dem Erbprinzen fiel der Kopf nach vorn, er taumelte gegen die Wand, der Zylinder rollte über die Erde. Die Knie zitterten ihm.

„Durchlaucht!"

Mit zwei Sätzen stand der Bahnhofsvorstand neben ihm, stützte ihn, hob den Zylinder auf und führte ihn zum Automobil zurück; dem Wagenlenker rief er zu: „Fahren Sie Durchlaucht sofort zu Herrn Sanitätsrat Messerschmidt."

Der hatte kaum das Signal des Schwebdaschen Automobils gehört, als er das Fenster aufriß. Er sah den Erbprinzen schwerfällig aussteigen, eilte ihm entgegen und traf an der Haustür mit ihm zusammen.

„Waren Sie — bei — bei — der Beerdigung?"

„Ja, Durchlaucht. Aber, bitte, treten Sie näher." Er stützte den Wankenden, drückte ihn in einen Sessel, ging an ein Schränkchen und goß eine hellgrüne Flüssigkeit in ein kleines Glas. „Bitte, das zu trinken."

Es war ein scharfes Medikament, schmeckte nach Äther und Pfefferminz, kribbelte in der Nase, aber machte den Kopf klar.

Der Erbprinz drückte die linke Hand auf die Augen und sagte lange nichts. Der alte Arzt schwieg. Was der da wissen wollte, konnte er sich denken. Mochte er fragen. Allmählich setzte er dem Erbprinzen schon den Kopf wieder gerade auf die Schultern. Denn heute früh hatte er mit Fräulein Annemarie v. Zwehren unter vier Augen eine einstündige Unterredung gehabt. In der pulste wahrhaftig nicht das müde Blut ihres Vaters. Die trug ihr Schicksal. Sie war aus demselben Holz

geschnitten wie ihre tatkräftige Mutter, wie ihr dicker Onkel aus Hinterpommern mit der breiten Schmarre über die rechte Wange, mit dem ausgelaufenen Auge und der fehlenden halben Nase.

Endlich ließ der Erbprinz die Hand sinken. „Haben Sie mit — ihr gesprochen? Ich meine mehr als das Landläufige in solcher Stunde."

„Fräulein v. Zwehren hat die letzte Nacht unter meinem Dache verbracht. Ich wäre morgen nach Schwebda gekommen. Zu Ihnen, Durchlaucht."

Der Erbprinz schwieg und blickte mit gefurchter Stirn vor sich hin. Da füllte der Sanitätsrat das kleine Glas noch einmal. „Danke! Das gibt mir wieder Spannkraft. Also was sollen Sie mir sagen? Gerast bin ich zum Bahnhof und doch zu spät gekommen."

„Das ist gut. So hart es auch klingt. Ja. Denn die Rederei ist in dem kleinen Städtchen natürlich noch nicht ganz eingeschlafen."

„Die ist mir gleichgültig. Bitte, was läßt Fräulein v. Zwehren mir sagen?"

„Danken läßt sie, daß Sie der Beerdigung nicht beigewohnt haben."

„Den Dank kann ich nicht annehmen, denn ich hab' die traurige Nachricht vorhin erst zufällig in der Zeitung gelesen."

„Sie läßt Ihnen auch alles Gute wünschen. Ihrem Vater hat sie gesagt, nachdem Ihr Brief eingelaufen war, daß sie niemals ihre Erbschaft dazu hergeben würde, um Zwehren zurückzukaufen."

„Da haben wir also zusammen Herrn v. Zwehren in den Tod gehetzt."

„Wie?" Der Sanitätsrat rückte an seiner Brille. Er verstand erst den Erbprinzen nicht. Dann begriff

er. „Ach du lieber Gott, Durchlaucht! Herr v. Zwehren und sich umbringen. Dazu hätte er nie die Kraft besessen. Ich muß ihn doch wahrhaftig kennen. Und wenn er's hätte tun wollen, ganz sicher hätte er sich kein Automobil auf dem Potsdamer Platz ausgesucht."

Genau so hatte doch vorhin seine Mutter gesagt, oder hatte er es gedacht? Sein Kopf hielt immer noch nicht. Es war auch ganz gleichgültig. Darauf kam's nicht mehr an.

„Und was wird nun Fräulein v. Zwehren beginnen?"

„Sie wird auf Reisen gehen. Sie ist ja durch eine Erbschaft sehr vermögend geworden. Und Sie sollen tapfer sein, Durchlaucht. Das läßt Ihnen Fräulein v. Zwehren sagen. Sie ist es auch. Wie es um Ihren hohen Herrn Vater steht, hab' ich mir erlaubt ihr mitzuteilen. Ich tat da wohl ein gutes Werk. Jedenfalls denkt sie nicht hart über Sie, Durchlaucht. Das muß Ihnen zum Troste dienen."

„Ein schwacher Trost." Der Erbprinz erhob sich. „Ich danke Ihnen. Guten Abend, Herr Sanitätsrat."

Der brachte ihn noch zum Automobil.

Als der Erbprinz die Halle betrat, meldete ihm der Haushofmeister, daß die Fürstin ihn zu sprechen wünsche. Er ging zu seiner Mutter und winkte mit der Hand ab.

„Sag nichts, Mama."

„Erwein, wie siehst du denn aus, ganz schmutzig."

Er sah auf sein rechtes Hosenbein. „Hingeschlagen bin ich. Aber was macht denn das? Ihr schlagt mich ja täglich mit dem Prügel, so man Hausgesetz nennt, nieder. Was wundert ihr euch denn dann, wenn ich eines Tages mitten auf der Landstraße liegen bleibe? Einer hat eben einen härteren Schädel als der andere! Und nun bitte ich dich, mich in Gnaden zu entlassen,

schon weil dich der Schmutz an meiner Hose stören muß. Solcher Anblick ist nichts für Ihre Durchlaucht die Fürstin Schwebda."

Er ging, nahm fünf von den Schlafpulvern und schlief wie ein Toter bis zum nächsten Mittag.

Die Fürstin aber hatte an diesem Abend noch eine lange Unterredung mit dem Güterdirektor. Der wies das Ansinnen, das schließlich zum Vorschein kam, den Fahrer auszufragen, entschieden zurück. Dazu sei er nicht da. Das könne Ihre Durchlaucht selbst tun.

Aber das wollte die Fürstin doch lieber nicht. Solche Leute hielten anderen gegenüber den Mund nicht. Und die Hauptsache blieb doch, daß ihr Sohn wieder zu Hause war — und anscheinend eine schwere Enttäuschung erlitten hatte; denn sonst klappt ein junger Mann nicht so zusammen. Als sie in ihrem Gedankengang aber erst so weit war, wurde sie ganz ruhig. Es war immer wieder dieselbe Feststellung, die sie da machen mußte: ihr Sohn war zu weich; es fehlte ihm vollkommen an Haltung — und da war er bei der energischen Dorothee Hockstein ausgezeichnet aufgehoben.

Eine Woche später kam Franz Joseph Schwebda. Der Erbprinz holte seinen Vetter vom Bahnhofe ab. Er hatte den Tag kaum erwarten können.

Die Kräfte seines Vaters nahmen sichtlich ab. Wenn er ihm gegenübersaß, fiel kaum eine Frage. Meistens saß der Todkranke zusammengesunken in seinem Rollstuhl und hielt die Augenlider gesenkt, so daß man denken konnte, er schlafe. Aber bei der geringsten Bewegung hoben sich die Lider; dann wurde auf Sekunden der Blick fest, durchdringend, unheimlich.

Und wenn eine Frage gestellt wurde, so drehte sie sich um Dorothee.

Täglich schrieb er ihr, aber Herzenstöne fand er nicht. Und sie machte ihm nie Vorwürfe. All ihre Hoffnungen setzte sie auf die Zukunft; das stand deutlich zwischen den Zeilen. Mit seiner Mutter traf er auch nur bei den Hauptmahlzeiten zusammen. Wunderbar war es, wie sie sich aufrecht hielt. Die Vorbereitungen zur Hochzeit füllten sie ganz aus neben der Sorge um ihren Gatten. Bei dem saß sie stundenlang mit freundlichem Gesicht, und er dankte es ihr mit einem stummen Kopfnicken, mit einem Ausstrecken der zitternden Hand. Wahrhaftig, Haltung war in den beiden.

Der Zug hielt noch kaum, da stand Franz Joseph Schwebda in einem kostbaren Biberpelz schon auf dem Bahnsteig, fiel seinem Vetter um den Hals und schüttelte ihm beide Hände.

„Servus, Erwein, Servus! Ist das a Fahrerei bis in die Ecken. Ja, da wären wir. Und wie geht's dem Herrn Onkel und der Frau Tant'?"

Der Fürst, gleich groß wie sein Verwandter, hatte den Arm unter den des Erbprinzen geschoben. Das Monokel saß fest in dem bartlosen, frischen Gesicht. Erwein Schwebda sagte mit wenigen Worten, daß täglich der Tod an der Tür laure. Mit beweglichen Worten drückte der Vetter sein Mitgefühl aus.

„Und du, glücklicher Bräutigam?"

Sie standen vor dem Automobil, als die Frage fiel. Franz Joseph drückte jäh das Kinn an den Hals. Ein Blick seines Vetters hatte ihn getroffen, der ihm eisige Schauer über den Rücken jagte.

„Steig ein, Franz Joseph, bitte."

Als sie im geschlossenen Wagen saßen, griff der junge

Fürst nach der Hand seines Vetters und sagte voller Teilnahme: „Und i hab' mich so gefreut über die Verlobung. Weil, ja nun — erfahren mögt's ja bald — weil i nämlich verliebt bin über beide Ohren. Aber da is das Hausgesetz — ja, was lachst denn so bitterbös, Erwein? Hab' i doch die Geschicht' g'wußt mit der Annemie Zwehren. Da hab' i denkt, heiratet der Erwein die Annemie, erbst du die Stammgüter — wenn du standesgemäß heiratest. Ja, schau, i hab's meinem Vater in die Hand versprechen müssen, auf seinem Totenbett, dich nit aus den Augen zu lassen! Und wenn i schon nit standesgemäß heiraten will, zu warten, bis du reichsunmittelbare männliche Nachkommenschaft hast. Es hat mich hin und her gezerrt schon eine ganze Zeit! Und jeder ist sich doch selbst der nächste. Also i bitt' schön, halt dich dazu."

Der stöhnte nur in seiner Ecke. Der Fürst nahm wieder seine Hand.

„Nit bös sein, Erwein."

„Nein! Wie sollte ich denn? Nur, verzeih schon, wenn ich bloß das Wort Hausgesetz höre, werd' ich wild." Und dann erzählte er in großen Zügen die Ereignisse der letzten zwölf Tage und schloß mit den Worten: „Wehrlos ist man, vollkommen wehrlos."

„Aber wenn dich die Dorothee so lieb hat, wird schon alles gut werden."

„Es ist doch eigentlich ein Frevel, Franz Joseph."

„Ach nein, sag das nit. Das ist der Selbsterhaltungstrieb eines uralten Stammes. In jungen Jahren, da will man mit dem Kopf durch die Wand. Aber nachher hat man die Schmerzen davon. I hätt' auch die Zähn' aufeinandergebissen und mein Theres' laufen lassen, wenn du die Annemie Zwehren geheiratet hättest, und

schließlich hätt' i gesagt: der Erwein war nit recht gescheit."

„So—o? Ich habe deinen Idealismus wirklich höher eingeschätzt."

„Ach du, der Idealismus. Und sag doch selbst, steckt in dem Hausgesetz nit auch Idealismus?"

„Den hab' ich noch nicht entdeckt."

„Und er liegt doch auf der flachen Hand. Schwebda reichsunmittelbar bis in die fernste Zukunft. Ist das kan Ideal? Um Ideale muß man leiden können. Kämpft man in den Schlachten nit für die Nachkommen? Und um alten Ruhm? Ja sixt, jetzt machst a nachdenkliches G'sicht."

Das Automobil hielt. Zwei Minuten später stand der Fürst Franz Joseph Schwebda der Fürstin gegenüber.

„Küss' die Hand, Frau Tant'."

Ein herzlicher Händedruck der Fürstin, ein paar liebenswürdige Worte, dann geleitete sie ihn mit ihrem Sohne zum Fürsten. Der nickte ihm freundlich zu und quälte sich ein paar Worte zum Willkomm vom Munde. Der fesche Franz Joseph hatte das rechte Gefühl für den Augenblick und legte seinen Arm um die Schulter des Erbprinzen.

„Da stehn die beiden letzten reichsunmittelbaren Schwebda, Herr Onkel, denen die Zukunft gehört. Sie werden immer gut freund bleiben. Nit wahr, Erwein?"

Als der seinen Vetter in die für ihn bereit gehaltenen Gemächer führte — sie lagen neben den seinen — sagte Franz Joseph: „Du, was ich vorhin mit dir geplauscht hab', da sag nix."

„Gott bewahre; dafür hätten meine Eltern auch gar kein Verständnis."

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Forschungen über das Seelenleben der Menschenaffen

Von Dr. M. H. Baege

Die Menschenaffen sind bekanntlich unter den höheren Säugetieren diejenigen, die uns in bezug auf Bau und Verrichtungen ihres Körpers und seiner einzelnen Organe am ähnlichsten sind. Die Ähnlichkeit lehrt uns die neuzeitliche Entwicklungslehre als ein Zeichen der Verwandtschaft aufzufassen. Die Menschenaffen nehmen eine Mittelstellung zwischen den niederen Affen und den Menschen ein. Dafür, daß die Menschen aus den Menschenaffen sehr ähnlich gewesenen Tieren sich entwickelt haben, sprechen neben den altbekannten Beweisen der vergleichenden Anatomie und Physiologie, der Embryologie und Paläontologie Ergebnisse der vergleichenden Hirnforschung, die viele Merkmale des Menschenhirns auch am Hirn der Menschenaffen feststellen konnte. Für eine Entwicklung spricht zum Beispiel die Tatsache, daß bei den niederen Menschenaffen die sogenannte Sehsphäre, das heißt jene Stelle im Gehirn, deren Bau und Betätigung das Wahrnehmen mit den Augen bedingt, den ganzen Hinterhauptlappen einnimmt, bei den Menschenaffen erstreckt sie sich nur noch über den größeren Teil, beim Menschen sogar nur noch über einen kleinen Teil, die sogenannte Konvexität des Hinterhauptlappens. Beim Neger ist dieser Teil übrigens wieder noch etwas größer als beim Europäer. Auf jeden Fall stehen die Menschenaffen dicht an der Wurzel der Menschenentwicklung. Ja, einige Forscher neigen sich zurzeit wieder der schon von Karl Vogt ausgesprochenen Annahme zu, daß die Verschiedenheit der Menschenrassen auf Abstammung von verschiedenen Arten von Menschenaffen zurückgeführt werden könne.

Es erhellt hieraus, daß ein gründliches Studium der Lebensgewohnheiten, des Verhaltens und der geistigen Eigenschaften der Menschenaffen nicht nur zur Bereicherung unserer zoologischen beziehungsweise tierpsychologischen Kenntnisse dienen kann, sondern auch wertvoll für das Verständnis der Menschenentwicklung sein dürfte. Die Fragen nach dem Ursprung des menschlichen Geistes und der menschlichen Gemeinschaft werden vielleicht einmal von hier aus eine ganz neue Beleuchtung empfangen.

Schon Jahrzehnte lang hat man sich deshalb bemüht, durch Beobachtung von Menschenaffen tiefere Einblicke in deren Lebensgewohnheiten und eine genaue Kenntnis ihrer geistigen Anlagen und Fähigkeiten zu erhalten. So brachte man verschiedentlich Menschenaffen in die zoologischen Gärten unserer Großstädte. Aber die Bedingungen, unter denen die Affen hier nun leben mußten, wichen so sehr von ihren natürlichen Daseinsbedingungen ab, daß wir über ihre wirklichen Lebensgewohnheiten nur sehr, sehr wenig dadurch zu erfahren vermochten. Die Tiere sind hier aus ihrem Zusammenhang mit der Natur herausgerissen. Sie müssen sich akklimatisieren, das heißt ganz neuen Lebensumständen anpassen. Dadurch verändert sich natürlich ihr Tun und Treiben wesentlich. Es wäre nun aber falsch, wollten wir aus den neu erworbenen Lebensgewohnheiten und den dadurch bewirkten Veränderungen ihres Seelenlebens Schlüsse auf ihr Verhalten, auf ihr geistiges Gebaren draußen in der freien Natur ziehen. Um eine richtige Kenntnis von dem Verhalten eines Tieres, seinen geistigen Eigenschaften zu bekommen, ist es notwendig, es unter seinen natürlichen Lebensumständen zu studieren. In bezug

auf die Menschenaffen ist das ja auch schon getan, aber doch nur ganz gelegentlich durch Forschungsreisende, die in die von diesen Affen bewohnten Gebiete drangen und dabei hier und da Gelegenheit hatten, Menschenaffen mehr oder weniger kurze Zeit zu beobachten.

Um nun das Affenstudium gründlicher und systematischer und zugleich unter möglichster Belassung der Studienobjekte in ihren natürlichen Lebensumständen betreiben zu können, ist vor wenigen Jahren — besonders auf Anregung von Professor Waldeyer und Professor Rothmann in Berlin — mit Hilfe von Unterstützungen aus der Plaut-, Samson- und der Selenkastiftung sowie der Berliner Akademie der Wissenschaften in Orotava auf der Insel Tenerife, die dem nordwestlichen Afrika vorgelagert ist, eine Menschenaffenstation errichtet worden. Vor kurzem hat Professor Rothmann über Zweck, Ziele, Einrichtungen und bisherige Forschungsergebnisse dieser Station in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft eingehend berichtet. Die folgenden Angaben stützen sich auf diesen Bericht.

Bestimmend für die Wahl Tenerifes waren sowohl seine günstige geographische Lage wie seine günstigen klimatischen Verhältnisse. Die geographische Lage dieser Insel ist für das Unternehmen insofern günstig, als man sie von Deutschland aus — und das Unternehmen ist ja ein deutsches — in fünf Tagen erreichen kann, und ungefähr ebensolange braucht man von Tenerife bis an die Küste von Guinea. In den Urwäldern des Hinterlandes dieser Küste leben Schimpansen und Gorilla. Den für die Station gefangenen Affen braucht also keine lange Seereise zugemutet werden. Die klimatischen Verhältnisse sind günstig dadurch, daß

auf der Insel eine für die Affen, die gegen Kälte sehr empfindlich sind, sehr angenehme mittlere Jahrestemperatur von 16—22,5 Grad Celsius herrscht. Diese Temperaturverhältnisse erlauben es nun, daß die Affen den weitaus größten Teil des Jahres im Freien verbringen können, und somit ist die Möglichkeit geschaffen, sie unter natürlichen Lebensverhältnissen zu beobachten. Die Station, die einen halben Morgen Land umfaßt, liegt inmitten einer größeren Bananenpflanzung, die den Affen die Nahrung zu liefern hat. Gegen die Pflanzung ist sie durch ein festes und hohes Drahtnetz, das sie gewissermaßen überwölbt, abgeschlossen. Das ist nötig, denn sonst würden die Affen die Pflanzung in kurzer Zeit völlig zerstören. Trotzdem wird das Drahtnetz von den Affen nicht als Behinderung empfunden. Auf dem Gelände steht ein kleines, einstöckiges Haus zum Aufenthalt für die Beobachter. An das Haus unmittelbar angebaut sind die Schlafräume der Affen. In dem eingezäunten Teil, der meist von hohem Gras bewachsen ist, haben die Affen vollste Bewegungsfreiheit. Ohne daß sie es merken, können sie aber jederzeit beobachtet werden. Die Leitung der Station übernahm Herr G. Teuber mit seiner Frau. Er begann seine Beobachtungen mit sieben jungen Schimpansen. Zwei starben nach kurzer Zeit. Andere kamen später hinzu. Nachdem die Tiere angekommen waren, wurden sie jedes in einen besonderen Raum getan, und dort blieben sie zunächst ein Vierteljahr hindurch. Diese Zeit benutzte der Stationsleiter, um sich mit den einzelnen Tieren allmählich anzufreunden, was bei einigen nicht ganz leicht war. Aber die Tiere freundeten sich auch untereinander an. Es entstanden Freundschafts- und Liebesbünde unter ihnen. Später wurden sie dem-

entsprechend paarweise zusammengesteckt. Sultan, ein sehr intelligentes Männchen, erhielt sogar drei Weibchen. Merkwürdig war es nun, festzustellen, daß die Tiere, als sie zum erstenmal ins Freie gelassen wurden, sofort eine Herde bildeten, die von Sultan bei ihren Wanderungen geführt und von einem großen Weibchen, das die Sicherung nach hinten übernahm, regelmäßig beschlossen wurde. Die einmal eingeschlagenen Wege wurden immer wieder benutzt. Bei Annäherung eines Menschen stieß der Führer Warnungsrufe aus. An der entlegensten Ecke des Grundstückes kauerten sie sich oft stundenlang im Grase nieder. Man beobachtete auch wiederholt, daß sie mit Steinen nach anderen Tieren warfen. In der Herde selbst kam es öfter zu Prügeleien, wobei alle gewöhnlich über das schwächste Tier herfielen. Auch Neulinge wurden erst gründlich verprügelt, ehe sie in die Herde aufgenommen wurden. Bei den Freundschaftsbünden — auch homosexuelle gab es — war übrigens das sexuelle Moment stets vorherrschend.

Als Spiel war das sich gegenseitige Haschen (Zeckspiel) sehr beliebt. Auch spielten sie gern mit Wasser und machten sich deshalb oft an der Wasserleitung zu schaffen. Sie hatten alle schnell die Benutzung des Mechanismus gelernt. Ja, sie verstanden sogar, je nachdem sie viel oder wenig Wasser haben wollten, den Hahn zu stellen! Einer von ihnen war offenbar durch Beobachtung dahintergekommen, daß die Leitung durch Abdrehen des Haupthahns abgestellt und durch Andrehen wieder eingestellt werden kann. Er hat sich diese Kenntnis dann oft zunutze gemacht.

Mitunter umzingelten sie durch Kreisbildung eine Eidechse und jagten sie unter großen Freudenbezeigungen

im Kreise von einem zum andern. Auch Tänze wurden von einzelnen Tieren ausgeführt; sie hatten aber immer ausgesprochen sexuellen Charakter. So führte Sultan beim Eintritt in den Schlafraum öfter einen merkwürdigen Tanz auf, wobei ihm die Weibchen zusahen. Merkwürdig trat bei dem Tanz ein gewisses rhythmisches Empfinden zutage, indem der Tänzer in bestimmter Zeitfolge immer dreimal mit der Hand auf den Boden schlug. Wenn der Stationsleiter übrigens dem Affen denselben Rhythmus durch mehrmaliges Aufschlagen mit der Hand an die Wand angab, konnte er den Sultan dadurch zum Tanz anregen. Auch die Weibchen tanzten mitunter, wobei sie sich um sich selbst drehten und dabei ebenfalls rhythmisch mit der Hand auf den Boden schlugen. Auf das Männchen wirkten diese Tänze stets erregend.

Bei ihren Spaziergängen gingen die Affen fast stets aufrecht. Ja, sie gingen mitunter in ebenso aufrechter Haltung, das heißt ohne die Hände zur Fortbewegung zu gebrauchen, eine schrägstehende Leiter hinauf und hinunter.

Am Tage schliefen die Affen nie, während es ihre Verwandten im zoologischen Garten oft tun. Nach Sonnenuntergang gingen sie von selbst und dabei in größter Ordnung in ihre Schlafräume. Trotzdem jeder seine besondere Schlafstelle mit Decken besaß, zeigten sie doch Hang zum Nesterbau. Ein großer weiblicher Affe brachte es dabei zu einer besonderen Fähigkeit. Die Nester werden aus Ästchen und Zweigen gebaut und sehen etwa aus wie große Storchnester. Bekanntlich bauen die freilebenden Menschenaffen sich immer Nester.

Alle Sinnesäußerungen (Gesicht, Gehör, Geruch

und Geschmack) erwiesen sich als sehr kräftig entwickelt. Das Riechen wurde mitunter in der Weise ausgeübt, daß das betreffende Tier mit dem Zeigefinger über den zu beriechenden Gegenstand strich und dann am Finger roch.

Im Essen waren die Tiere sehr mäßig. Die Bananen wurden von ihnen regelmäßig abgeschält; das Trinken besorgten sie, indem sie sich, wie andere Tiere, zum Wasserbehälter niederbeugten. Später gingen sie oft an die Wasserleitung. Auffällig war ihre starke Empfindlichkeit gegen unmittelbare Sonnenbestrahlung. Wenn die Sonne ihnen zu heiß brannte, sammelten sie sich immer unter dem Sonnendach.

Bemerkenswert sind die Beobachtungen über die Lautgebung und die Ausdrucksbewegung der Tiere. Sie benutzten die Vokale a, o, u, e und i zur Äußerung ihrer Gefühlszustände. Die beiden erstgenannten Vokale wurden dabei am meisten gebraucht. Die Freude wurde zum Beispiel ausgedrückt durch ein mehrmaliges kurzes och. Das gewöhnliche Weinen vollzog sich in tiefen e-Lauten, bei sehr heftiger Betrübnis in hohen i-Lauten. Das Mienenspiel und die Ausdrucksbewegungen mit den Armen zeigen eine erstaunliche Mannigfaltigkeit. Trauer, Freude, Angst, Begehren, Hoffnung usw. finden darin ihren beredten Ausdruck, und es ist zweifellos, daß sich die Affen besonders aus diesen Ausdrucksbewegungen über die Gefühlszustände ihres Herdengenossen unterrichten. Für die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksbewegungen mit Armen und Händen möchte ich nur einige Beispiele anführen. Die Geste des wiederholten Greifens mit ausgestrecktem Arm bedeutet: Heranwinken. Die richtige Winkbewegung hingegen ist ein Zeichen hoher Ungeduld. Verlegenheit

äußert sich, wie oft beim Menschen, durch Kratzbewegung am Kopfe oder anderen Körperteilen. Das Zeichen größten Zugetanseins ist das Flohsuchen. Ergebenheit wird ausgedrückt durch Niederdrücken unter gleichzeitiger Zukehrung des Hinterteils. Staunen kommt, wie bei uns, durch Offenstehen des Mundes zum Ausdruck. Bei Unlustzuständen kreischen sie laut und werfen sich wie ungezogene Kinder auf den Erdboden. Das Küssen kommt auch bei ihnen vor. Es ist aber nicht das Zeichen der Liebe, sondern dient lediglich zur Weitergabe von gekauter Nahrung an den Nachbarn. Das Lachen geschieht lautlos, das Weinen ohne Tränen. Die Affen besitzen außerdem noch eine besondere Mundmimik, worauf wohl auch die Tatsache zurückzuführen ist, daß die Mundmuskulatur beim Affen viel feiner als beim Menschen entwickelt ist. Die Bedeutung der einzelnen Mundbewegungen als Ausdrucksform für Gemütszustände ist uns erst zum Teil bekannt. So bedeutet zum Beispiel eine vorgeschobene Unterlippe Ängstlichkeit, eine fast rüsselförmig verlängerte Mundform (lange Schnute) Widerwillen usw.

Das Verhalten der Tiere spricht für ein vorsichtiges und überlegtes Handeln. Natürlich gibt es da auch allerlei individuelle Unterschiede. Manches Tier zeigte ausgeprägte Nervosität, hier und da war sogar Hysterie zu beobachten.

Was nun die Aufnahmefähigkeit der Tiere anbetrifft, konnte festgestellt werden, daß sie fast alles durch Nachahmung erlernen. Das gewöhnliche Auf- und Zumachen der Türen war ihnen schnell geläufig. Das Verschließen hingegen lernten sie nicht; mindestens nicht von selbst. Sie wußten zwar den Schlüssel in das Schloß zu stecken, aber weiter kamen sie nicht.

Durch Nachahmung hatten sie auch das Scheuern und — durch Beobachtung von spielenden Knaben wohl — das Bockspringen gelernt. Benützung von Werkzeugen war ihnen unbekannt. Nur ein einziges Mal konnte beobachtet werden, daß der besonders geschickte Sultan mit Hilfe eines Stockes sich eine Banane heranholte. War es draußen kalt, so nahmen einige der Tiere ihre Decken mit hinaus, breiteten sie auf dem Boden aus und setzten sich dann darauf.

Höchst eigenartig war das Verhalten der schon genannten großen Äffin. Während alle anderen Tiere ihre Bananen sofort nach Empfang vertilgten, fraß diese nur einen Teil davon, den Rest trug sie auf ihr Lager. Alle paar Stunden nahm sie sich dann etwas davon. Dabei ist beobachtet worden, daß sie einmal dem Sultan, mit dem sie ein besonders inniges Liebesverhältnis verknüpfte, die Hälfte von der geholten Nahrung abgegeben hat.

Den Menschen lernen die Affen nicht nur schnell kennen, sondern erkennen ihn auch nach langer Zeit sofort wieder. Auf menschliche Zurufe, zum Beispiel „Geh hinein", „Komm herunter", lernen sie schnell in entsprechender Weise zu handeln.

Neuerdings ist man auf der Station, die zurzeit wegen Einberufung des Herrn Teuber von Dr. Köhler geleitet wird, dabei, durch sogenannte Intelligenzversuche weitere und tiefere Einblicke in das Seelenleben der Menschenaffen zu erlangen. Nach dem Kriege wird man die Beobachtungen und Untersuchungen übrigens auch auf Gorilla und allenfalls noch auf Orang und Gibbon ausdehnen. Aufgabe des Studiums soll es wie bisher auch weiterhin sein, die Eigenleistungen der Tiere — ohne jede Beeinflussung durch Dressur —

hinsichtlich ihres Gemeinschaftslebens, ihrer Individualität und in bezug auf die Anfänge einer Verständigung der Tiere untereinander festzustellen. Aus dem Vergleich der Ausdrucksbewegungen von Menschenaffen mit denen primitiver Menschen hofft man außerdem noch Anhaltspunkte für das Abstammungsproblem im Sinne Karl Vogts finden zu können.



Durch Erde und Wasser

Von Ing. Mayer

Mit 17 Bildern

Zweifelt auch heute niemand mehr an der Wahrheit der Worte Macaulays: „Von allen Erfindungen des Menschengeistes sind diejenigen für die Zivilisation die bedeutungsvollsten, welche die Entfernung abkürzen", so weiß der Laie im allgemeinen doch nur wenig von einem der wichtigsten aller Abkürzungsmittel, vom Kabel.

Je mehr sich der Telegraphen- und Fernsprechverkehr entwickelt, um so mehr stellt sich das Bedürfnis heraus, sämtliche Leitungen als Kabel in die Erde zu verlegen. Hier sind sie den Unbilden der Witterung, den Gefährdungen durch Schneelast, Sturm und Blitzschlag, fast ganz entzogen, während die überirdisch verlaufenden Leitungen besonders im Winter recht häufig beschädigt werden.

Den leitenden Teil eines Kabels, seine Seele, wie man zu sagen pflegt, bildet immer Kupferdraht. Die Fernsprechkabel mit Einfachleitung hat man frühzeitig aufgegeben und an ihre Stelle Kabel mit Doppelleitung gesetzt; man führte diese im allgemeinen bis zu 250 Doppelleitungen aus. In neuerer Zeit aber lieferten Firmen auch Kabel bis zu 500 Doppelleitungen, und auf der Pariser Weltausstellung trat bereits ein 1027-paariges Kabel auf, also ein Kabel von 2054 einzelnen isolierten Drähten. Ausstellerin war die Firma Siemens & Halske.

Man unterscheidet Kabel mit Papier-, mit Gummi- und mit Guttaperchaisolation. Für Fernsprechzwecke finden fast ausschließlich Kabel mit ungetränkter Papierisolation Verwendung, während solche mit getränkter Papierisolation (Faserstoff) im Signaldienst als Tele-

graphen- beziehungsweise Blockkabel benützt werden. Gummikabel dienen im allgemeinen als Anschlußkabel



Abb. 1. Fernsprechkabel ohne Bleimantel.

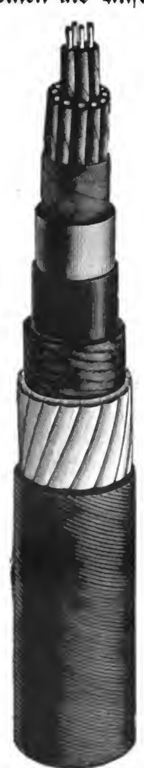


Abb. 2. Grubenkabel mit Bleimantel und Drahtumspannung.

der vorgenannten Typen. Abbildung 1 zeigt ein solches Kabel für Fernsprechzwecke, das über der Seele nur

eine Bandbespinnung und eine imprägnierte Hanfgarnbeklöppelung trägt. Die Hauptverwendung finden aber Gummikabel in Gruben; hier wird die Seele mit einem Bleimantel und einer Flachdrahtumspannung, die unter Umständen noch einen besonderen Grubenschutz erhält, geschützt (Abbildung 2). Kabel mit Guttaperchaisolation finden Anwendung als Seekabel für Telegraphen- und Fernsprechzwecke. Die Eisenbahnverwaltungen bedienen sich der Guttaperchaerdkabel zum Anschluß „isolierter Schienen", von Läutewerken und so weiter.

Es ist gewiß bemerkenswert, daß zu einer Zeit, in der die Gelehrten ihre Versuchsleitungen für elektrische Ströme noch in Glasröhren mit Schwefel einkitteten und ähnliche praktisch unbrauchbare Konstruktionen versuchten, in dem alten Werk von Siemens & Halske in Berlin bereits die erste Guttaperchapresse in Betrieb genommen wurde. Werner v. Siemens hatte die vorzügliche Brauchbarkeit dieser damals zum ersten Male auf dem Markt erschienenen Gummiart für die Isolierung elektrischer Leitungen erkannt. So schuf er mit der ihm eigenen technischen Genialität eine Presse, die die Kabelseele mit einem nahtlosen, unzerstückten Guttaperchamantel umschloß: es entstand die erste Guttaperchaader. Seitdem ist diese Fabrikation mit dem Fortschritt der Technik stetig weiter ausgebildet worden, aber das Prinzip der Herstellung ist immer noch das gleiche, das Werner v. Siemens angewendet hat. Die fernere technische Entwicklung brachte dann für den Starkstrom das imprägnierte Faserstoffkabel mit nahtlosem Bleimantel, für die Telephonie das Papierluftraumkabel, das gleichfalls durch die nahtlose Bleihülse Schutz erhält.

Werner v. Siemens hat auch eine Bleipresse geschaffen, die das durch Druck plastisch gemachte Blei in geschlossenem, nahtlosem Mantel um das Kabel preßt. Das Siemenssche Telegraphen-Patentbleikabel, bei dem jede Ader mit Blei umpreßt war, galt geraume Zeit als mustergültig. Es war mit asphaltierter Runddrahtarmatur geschützt. Der Ersparnis wegen ging man dann später zu den für die gewöhnlichen Fälle heute noch gültigen Telegraphen-Faserstoffkabeln über, bei denen sämtliche Adern von einem gemeinsamen Bleimantel umhüllt sind.

Eine bedeutungsvolle Erfindung des amerikanischen Professors Pupin brachte auf dem Gebiete der Fernsprechleitungen eine außerordentliche Entwicklung. Diesem Forscher ist es gelungen, durch die sachgemäße Einschaltung passender Induktionsspulen die elektrische Dämpfung der Sprechlaute in Telephonleitungen derart zu verringern, daß eine telephonische Verständigung über viel größere Entfernungen wie vordem möglich wurde. Die „Pupinspulen“ haben es insbesondere auch ermöglicht, weit über Land führende Fernsprechlinien, die bisher als Freileitungen angelegt werden mußten, unterirdisch, das heißt als Kabel, zu verlegen, wodurch das Verwendungsgebiet der letzteren natürlich wesentlich erweitert wurde. Da das Pupinsystem eine Verminderung des Leiterdurchmessers gestattet, so bringt es gegenüber den nicht pupinisierten Kabeln auch eine bedeutende Ersparnis mit sich, indem die Kosten für die Pupinspulen bei weitem geringer sind als die Mehrkosten eines Kabels oder einer Freileitung mit entsprechend stärkerem Leiter. Bei Versuchen in dem etwa 32 Kilometer langen Kabel Berlin—Potsdam, das einen Kupferleiter von 1 Millimeter Durch-

messer besitzt, erreichte man unter Benützung mehrerer Leiterkreise bei Ausrüstung der Sprechkreise mit Pupinspulen bei fünffacher Länge dieselbe Lautstärke, die man bei der einfachen Länge des spulenlosen Sprechkreises erhielt. Bei unterirdischen vieladerigen Kabeln wird im allgemeinen für jede Doppelleitung eine Spule vorgesehen, und sämtliche Spulen werden dann in einem gußeisernen Kasten vereinigt, der an Stelle einer Verbindungsmuffe eingeschaltet wird. Abbildung 3 zeigt einen solchen Kasten mit vierzehn Spulen in geöffnetem Zustand; diese Kasten dienen also gleichzeitig zur Verbindung zweier Kabelenden. Wie Abbildung 4 veranschaulicht, können die Spulenkasten ohne weiteres in die Erde gelegt werden. Bei Freileitungen trägt das Pupinsystem dazu bei, die Anlage zu verbilligen und zu verbessern, in zweiter Linie die Sprechweite zu erhöhen. Hierbei wird die Spule in ein wetterfestes Gehäuse eingebaut und auf das Gestänge montiert. Die Abbildung 5 veranschaulicht einen Pupinfreileitungsapparat für eine Fernsprechdoppelleitung. Mit der Pupinspule sind Blitzschutzvorrichtungen in der Schutzkappe untergebracht.

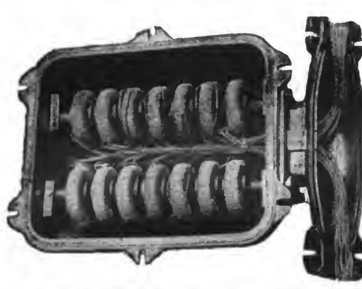


Abb. 3. Kasten mit 14 Pupinspulen.

Die für größere Kabelstrecken erforderlichen Kabelmengen pflegen in mehreren Teilstücken geliefert und gelegt zu werden. Wenn auch Fluß- und Seekabel unter

Umständen in einem viele Kilometer langen Stück hergestellt werden müssen, so beschränkt man sich doch im



Abb. 4. Spulenkasten eines Kabels in der Erde.

allgemeinen auf die Herstellung von kürzeren Längen, weil die Gewichte der einzelnen Kabelrollen sonst dermaßen groß werden würden, daß dadurch die Schwierigkeiten der Beförderung, der Verlegung und die dafür

aufgewendeten Kosten sich ganz unnötig erhöhen würden. Man läßt in der Regel das Gewicht der einzelnen auf Trommeln gewickelten Kabel, wenn irgend möglich, nicht über 2000 Kilogramm anwachsen und wählt die Länge der einzelnen Kabelseilstücke demgemäß nicht

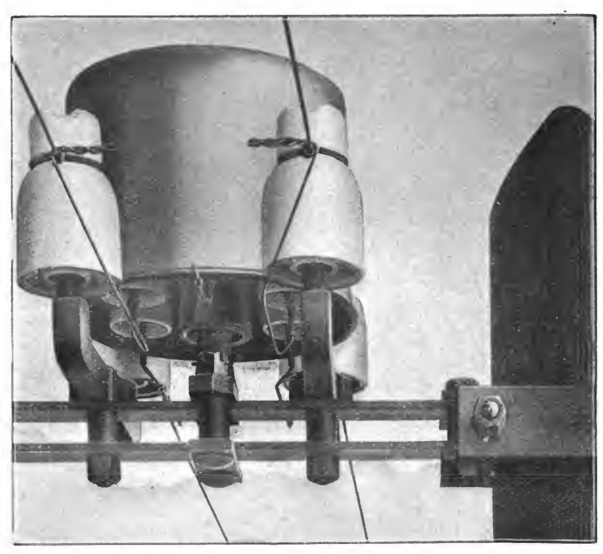


Abb. 5. Freileitungsapparat für Fernsprechdoppelleitung mit Pupinspule und Blitzschutzvorrichtungen in der Schutzkappe.

größer als einige hundert Meter, bei dünnen und leichten Kabeltypen mit geringen Aderzahlen bis zu 1000 oder allenfalls 1200 Meter. Bei nichtarmierten Kabeln würden übrigens die innersten Lagen auf der Trommel durch das Gewicht der darüberliegenden leicht breitgedrückt werden, wenn die Längen allzu groß gewählt sind.



Abb. 6. Kabelverbindungsstelle mit Muffe.

Abb. 7. Verteilungsmuffe mit vier Zweigkabeln.

Durch die Lieferung der Kabelstrecken in Teillängen wird nach Verlegung der Kabel eine sachgemäße Ver-

bindung der einzelnen Strecken miteinander nötig. Hierbei müssen die zusammengehörigen Kupferleiter wie auch die Isolation der einzelnen Adern einwandfrei unter sich verbunden werden; ein geringer Fehler kann hier unter Umständen den ganzen Betrieb vereiteln. Ebenso wichtig ist es aber auch, die Enden der verlegten Kabel so unterzubringen, daß die Adern gegen jedes Eindringen von Feuchtigkeit unbedingt geschützt sind, da Papier und andere gegen Feuchtigkeit empfindliche Isolationsstoffe vollständig trocken sein müssen, wenn nicht die Güte der Isolation mehr oder weniger stark beeinträchtigt werden soll. In der Fabrik werden die fertigen Kabel durch Auflöten von Bleikappen wasserdicht abgeschlossen; diese werden dann erst bei der Einfügung der Verbindungsmuffen oder des Endverschlusses entfernt. Die Kupferdrähte werden heute zu ihrer Verbindung meist in eine Kupferhülse eingeführt, welch letztere man dann mittels einer Spezialzange zusammenpreßt. Um dabei die gegenseitige Berührung der Verbindungsstellen verschiedener Adern zu verhindern, um mit anderen Worten die Aderverbindungen zu isolieren, werden vor Vereinigung der Adern imprägnierte Papierröhrchen aufgeschoben, die dann nach hergestellter Verbindung die blanken Metallstellen bedecken. Diese Papierröhrchen werden vor ihrer Verwendung in besonderen eisernen Kasten erwärmt, um von aller Feuchtigkeit befreit zu werden. Ist eine Kabelverbindungsstelle vorschriftsgemäß ausgeführt, so wird sie in eine schützende Muffe gebettet; bei Erdkabeln, die immerhin gewissen mechanischen Beschädigungen durch Pickel und Spaten ausgesetzt sind, finden ausschließlich gußeiserne Muffen Verwendung.

Die Abbildung 6 gibt eine Vorstellung von diesen

Abb. 8. T-förmige Abzweigmuffe.

Muffen. Sie bestehen aus einer oberen und einer unteren Hälfte; letztere ist am Rande mit einer Nute zur Aufnahme zusammengedrehter, geteerter Jute als Dichtungsstoff versehen. Die Ränder beider Muffenhälften werden vor dem Einlegen der Jute mit heißer, schwarzer Füllmasse bestrichen. Nach völliger Fertigstellung der Verbindungsstelle werden beide Hälften fest miteinander verschraubt. Dann gießt man die Muffe mit Masse aus, um jede Einwirkung von Feuchtigkeit auf die verbundenen Adern fernzuhalten. Blanke Bleikabel, deren Verbindungsstellen gewöhnlich in den Einsteigeschächten untergebracht sind, bedürfen eines besonderen äußeren Schutzes nicht; aus diesem Grunde werden zur Verbindung solcher Kabel Bleimuffen verwendet. Außer den Verbindungsmuffen kommen in einer Leitung dann noch sogenannte Verteilungs- und Abzweigmuffen zur Verwendung; sie dienen zur Zerlegung des Kabels in zwei oder mehrere Kabel. Abbildung 7 zeigt eine Verteilungsmuffe mit vier Zweigkabeln, Abbildung 8 eine T-förmige Abzweigmuffe; beide Muffen sind in den Abbildungen geöffnet.

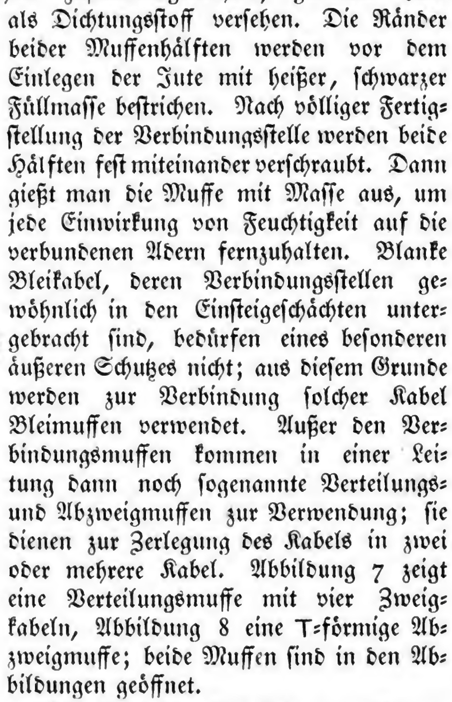


Abb. 9. Konsolendverschluß.

Das Ende einer Kabelleitung wird vom sogenannten Endverschluß gebildet. Die Konstruktion der Endverschlüsse ist verschieden; es sollen hier nur die wichtigsten kurz erläutert werden. Abbildung 9 veranschaulicht einen sogenannten Konsolendverschluß. Hier werden an die Kabeladern beklöppelte

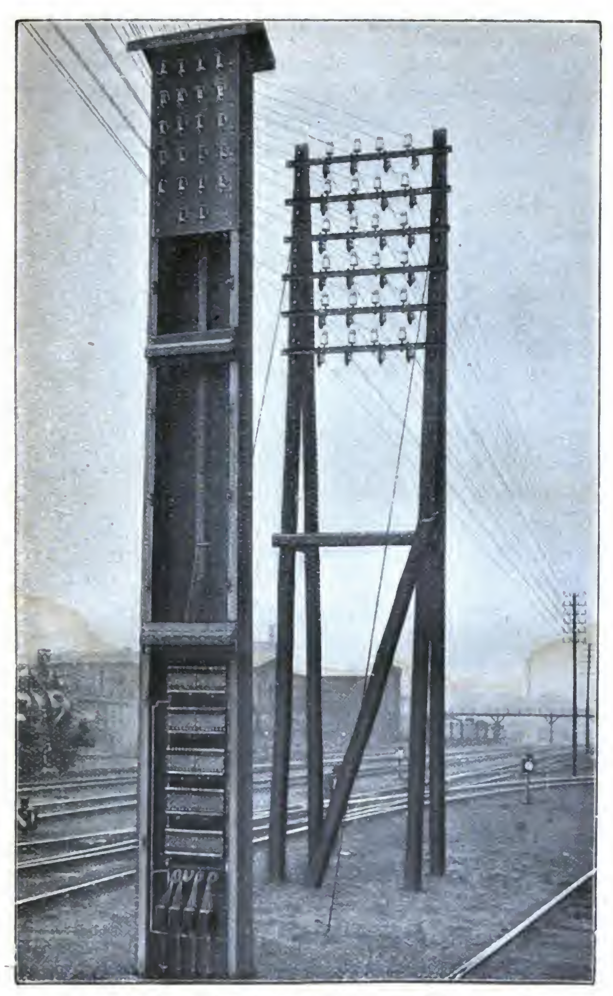


Abb. 10. Kabelüberführungssäule mit Endverschlüssen.

Gummileitungen angelötet, oder es wird die Verbindung durch Kupferröhrchen und imprägnierte Papierröhrchen in der früher geschilderten Weise vorgenommen. Hierauf werden die Gummileitungen durch die Öffnungen der abschließenden Deckplatte zu den Klemmenbrettern geführt. Bei anderen Endverschlüssen befinden sich die Klemmenbretter im Endverschluß selbst; und bei wieder anderen Konstruktionen bilden die seitlichen oder vorderen Verschlußplatten des Endverschlusses die Klemmenbretter selbst.

Wird ein Kabel in eine Freileitung eingeschaltet, wie dies zum Beispiel bei der Überbrückung breiter Wasserflächen und so weiter nötig wird, so führt man das Kabel in sogenannte Überführungssäulen und montiert hier die Endverschlüsse. Auf Abbildung 10 ist eine solche Ausführung zu sehen. In diesen Säulen werden zum Schutze der Kabel gegen Blitzschläge Plattenblitzableiter oder besser noch Luftleerblitzableiter angebracht.

Die eigentliche Kabelverlegung kann auf verschiedene Art erfolgen; entweder werden die Kabel ohne weiteres in die Erde beziehungsweise ins Wasser verlegt oder in eigens dazu vorgesehene Kabelrohre eingezogen, oder sie werden als Luftkabel aufgehängt. Das letzte Verfahren wird meist nur für den Notfall benützt, da Luftkabel mechanischen Angriffen aller Art leicht ausgesetzt sind. Das Einziehen in Rohre bietet zwar manche Vorteile, wird aber im allgemeinen nur dann angewendet, wenn größere Anlagen in Frage kommen, bei denen wiederholte Ergänzungen und Erweiterungen zu erwarten sind. In diesem Falle ist die Verwendung von Rohren vorteilhaft, weil sie ein Wiederaufreißen des Pflasters bei Neuverlegungen unnötig machen, und weil

ferner Kabel ohne Armatur, also Kabel mit blankem Bleimantel, Verwendung finden können.



Abb. 11. Legen eines Kabels im Kabelgraben.

Bei Verlegung in die Erde wird ein Kabelgraben (Abbildung 11) von durchschnittlich 0,60 bis 1 Meter Tiefe ausgeworfen, in den das Kabel, das durch eine

mit asphaltierter Jute umgebene Armatur geschützt ist, gelegt wird. Die genannte Tiefe muß für Guttaperchakabel im allgemeinen beibehalten werden, damit die Guttapercha durch die sommerliche Erwärmung der Erdbodenoberfläche nicht leidet. Kabel mit Bleimantel, die gegen Hitze weniger empfindlich sind, können auch in geringeren Tiefen verlegt werden, wenn Bedenken hinsichtlich der mechanischen Zerstörung der Kabel nicht vorhanden sind.

Das Abrollen der Kabel von den bekannten Trommeln erfolgt entweder auf ebener Erde mit Hilfe von Welle und Böcken oder vom Kabeltransportwagen aus; im ersteren Falle verbleibt die Kabeltrommel an derselben Stelle, und das Kabel wird durch Arbeiter weitergetragen, im zweiten Fall wird die Trommel am Kabelgraben entlanggefahren und so das Kabel von wenigen Arbeitern eingelegt (Abbildung 11). Das im Kabelgraben ausgelegte Kabel wird mit einer Schicht sterilen Sandes bedeckt, damit chemischen Einflüssen der umgebenden Bodenschicht soviel als möglich vorgebeugt wird. An Orten, wo häufigere Aufgrabungen des Erdbodens zu erwarten sind, legt man hierüber, um das Kabel gegen Pickelhiebe zu schützen, eine Schicht von Mauersteinen oder rechtwinkligen Kabelabdecksteinen, die den Erdarbeitern als Warnungszeichen dienen sowie gleichzeitig einen gewissen mechanischen Schutz bieten. Bisweilen schützt man armierte und asphaltierte Kabel auch durch Dachpappe und eine Betonschicht oder durch halbrohrförmig gebogenes, verzinktes Eisenblech.

Beim Einziehen der Kabel in Rohre bringt man je nach der Art des Kabelweges in bestimmten Entfernungen, etwa alle 100 bis 200 Meter sogenannte Kabelbrunnen oder Einsteigeschächte an, die zum Ein-

ziehen der Kabel und zur Aufnahme der Verbindungsmuffen dienen. Die Kabel werden mit besonderen Vorrichtungen von den Kabelbrunnen aus in die Rohre eingezogen; man benützt hierzu eigens konstruierte Kabelwinden für Handbetrieb oder motorischen Antrieb, wodurch ein sicheres und rasches Einziehen der Kabel ermöglicht wird.

Bei den Fluß- und Seekabeln wird die Verlegung

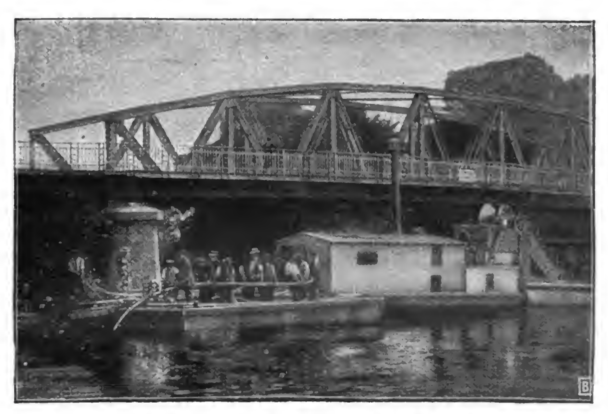


Abb. 12. Kabelverlegung an der Schmöckwitzer Brücke.

kürzerer Kabel in den gewöhnlichen Fällen vom Ufer oder von Prahmen und Kähnen aus erfolgen können. Auf diese wird die Kabeltrommel mittels Welle und Böcken, die genügend versteift sind, aufgestellt. Häufig wird dabei eine einfache Bremsvorrichtung nötig werden, um einem zu schnellen Abrollen des Kabels vorzubeugen. Ein Beispiel einer solchen Arbeit bietet die von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft ausgeführte Kabelverlegung durch den Zeuthener See. Es handelt sich

hier um eine Hochspannungsleitung von 10 000 Volt zur Stromversorgung des Kreiswasserwerkes Niederbarnim und einer ganzen Anzahl benachbarter Gemeinden. Auf dem Kabelwege war eine Flußkreuzung nicht zu umgehen. Die Kabel verlassen das Land in



Abb. 13. Kabelverlegung im Zeuthener See.
Die Baggermaschine in Tätigkeit.

der Berliner Straße in Schmöckwitz, durchqueren den Zeuthener See an der Schmöckwitzer Brücke (Abbildung 12) und treten an deren anderem Ende auf der Straße nach Wernsdorf wieder an Land. Bei solchen See- beziehungsweise Flußkreuzungen muß jede Beschädigung der Kabel während ihrer Versenkung in das

Abb. 14. Land-, See- und Uferkabel des Bodenseekabels zwischen Friedrichshafen und Romanshorn.

Wasser auf das peinlichste vermieden werden, und die ganz genaue Lage der Kabel erfordert besondere Sorgfalt. Im vorliegenden Fall sind die Kabel zwecks der Sicherheit in einen etwa einen Meter tiefen Graben unterhalb der Sohle des Sees gebettet worden. Der Graben wurde durch eine Baggermaschine ausgehoben, wie auf Abbildung 13 deutlich zu erkennen ist. Zur Verwendung gelangten dreifach verseilte, mit Profileisen armierte Hochspannungskabel der A.E.G. von dreimal 10 000 Volt Spannung und einem Querschnitt von dreimal 35 Quadratmillimetern. Mit den Starkstromkabeln wurde gleichzeitig eine Telephonleitung verlegt.

An den Ufern muß ein Fluß- oder Seekabel durch irgend eine entsprechende Haltevorrichtung befestigt werden, um den Zug des Kabels aufzunehmen. Sofort nach der Verlegung wird an jedem Ufer ein weithin sichtbares Warnungszeichen für Schiffer aufgestellt. In deutschen Staaten trägt eine weiße Tafel in schwarzer Schrift das Merkwort „Telegraph“ und einen Anker.

Eine Kabelverlegung von hohem Interesse bot die Telephonverbindung der beiden Bodenseestädte Friedrichshafen und Romanshorn durch den Bodensee hindurch. Der Kabelweg hat zwar nur eine Länge von rund 12 Kilometern, aber die größte Tiefe, in die das Kabel versenkt werden mußte, beträgt 250 Meter. Der Druck in einer solchen Tiefe beläuft sich auf 25 Atmosphären, da 10 Meter Wassersäule dem Druck einer Atmosphäre gleichkommen. Diesem Druck muß also das Kabel dauernden Widerstand leisten, und es mußte darauf bei der Kabelkonstruktion Rücksicht genommen werden. Die Aufgabe wurde so gelöst, daß die Kabelseele mit einer Stahldrahtspirale besponnen wurde,



Abb. 15. Das Kabelschiff auf dem Bodensee.

über die der Bleimantel gepreßt wurde. Als Drahtdurchmesser wurden 2 Millimeter angesetzt. Man hätte für die verschiedenen Tiefen verschieden starke Drähte verwenden können; der Einfachheit halber wurde für das ganze Seekabel derselbe Stahldraht genommen, und ebenso wurden die eine doppelte Armatur enthaltenden Uferkabel in dieser Konstruktion ausgeführt; nur das Landkabel wurde in gewöhnlicher Ausführung ohne die schützende Drahtspirale hergestellt. Abbildung 14 veranschaulicht die drei Kabeltypen, Landkabel, Seekabel und Uferkabel. In der Mitte befindet sich das eigentliche Seekabel; es ist mit einer Armatur aus vierunddreißig Rundeisendrähten von 3,75 Millimeter Durchmesser versehen. Auf der rechten Seite befindet sich das mit einer doppelten Armatur versehene Uferkabel; die innere Armatur ist die gleiche wie beim Seekabel, über dieser befindet sich, durch ein Jutepolster getrennt, die zweite äußere Armatur aus dreißig Stück 5,4 Millimeter starken Rundeisendrähten. Das Landkabel auf der linken Seite ist ein gewöhnliches blankes Bleikabel.

Es war vorgeschrieben, daß das Seekabel alle 500 Meter eine Vorkehrung erhalte, die verhindern sollte, daß Wasser, das infolge eines etwa auftretenden Fehlers in das Kabel eindringt, über eine solche Trennstelle hinaus vordringen könnte. Diese Aufgabe konnte in Verbindung mit der ähnlichen Aufgabe, daß Pupinspulen in dem Kabel unterzubringen waren, gelöst werden. Da die Spulen einen größeren Durchmesser als die Kabelseele besaßen, mußte der Bleimantel an den Spulen notwendig eine Verdickung erhalten. Diese Stellen hatten selbstredend aber ebenso wie das Kabel einem größten Druck von 25 Atmosphären zu wider-



Abb. 16. Einlegen des Küstenkabels in die Baggerrinne bei Friedrichshafen.

stehen. Die Anordnung der Spulenstücke ist nun folgende: Der zylindrische Teil enthält die ringförmigen Spulen, durch deren inneren Hohlraum die nicht zu der betreffenden Spule gehörenden Leiter hindurchgeführt werden; die einzelnen Spulen sind durch Polster getrennt. Der Übergang von dem zylindrischen Teil des Spulenstückes zu dem zylindrischen Teil des Kabels wird durch einen konischen Teil vermittelt, der gleichzeitig die Trennstelle bildet, die das Vordringen des Wassers im Falle eines Fehlers verhindern soll. Da zwei solcher konischen Teile zu beiden Seiten des zylindrischen Teiles des Spulenstückes vorhanden sind, ist nach beiden Seiten ein Wasserabschluß gebildet. Dieser Abschluß ist dadurch erreicht, daß der konische Teil, dessen Bleimantel durch eine entsprechende konische Stahldrahtspirale gestützt wird, voll ausgefüllt wird, und daß die sonst hygroskopische Papieraderbespinnung durch eine Gummihülle ersetzt ist.

Obwohl das in Rede stehende Seekabel nur etwa 12 Kilometer lang ist, mußte die Verlegung doch mit einer ordnungsmäßigen Verlegungsmaschine, wie sie bei Tiefseekabeln Verwendung findet, vorgenommen werden, weil das Gewicht des Kabels nicht unbeträchtlich war und bei der Auslegung an der tiefsten Stelle mit einem normalen Zug von rund 2000 Kilogramm zu rechnen war, der naturgemäß bei Unregelmäßigkeiten noch bedeutend wachsen konnte. Einen derartigen Zug konnte man aber nicht mit einfachen Reibungsbremsmitteln regeln wollen. Um die Maschine aufzustellen, wurden gewisse geringste Ausmaße für das Verlegungsschiff erforderlich. In den Trajektkähnen, die zur Beförderung von Eisenbahnwagen dienen, deren sie acht, und zwar je vier nebeneinander, aufnehmen können,

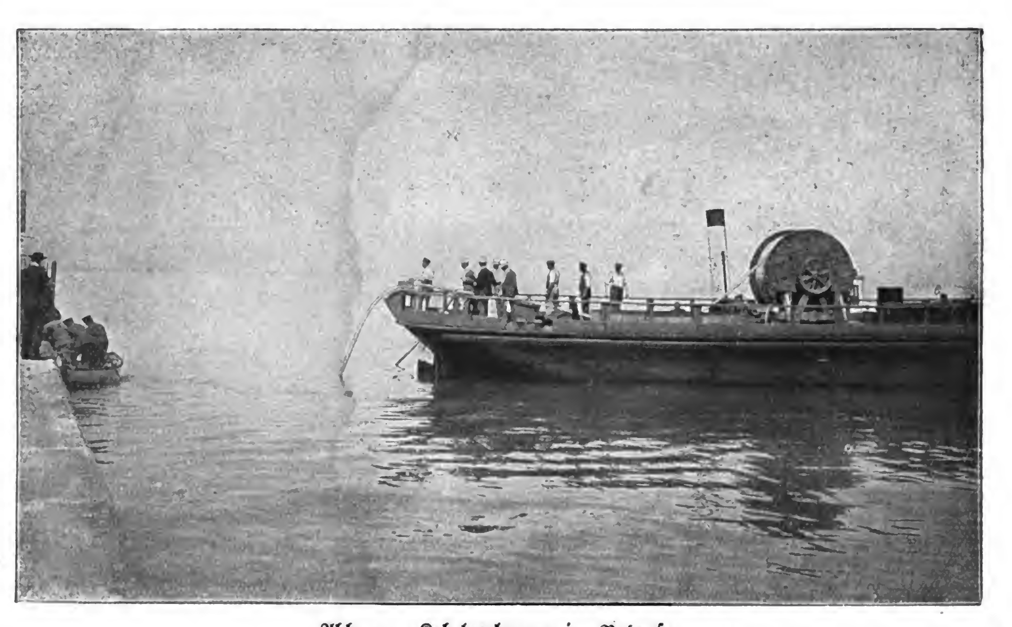


Abb. 17. Kabelverlegung im Bodensee.

besaß man ein ausgezeichnetes Kabelschiff, das außer dem etwa 110 Tonnen wiegenden Kabel die Maschinerie bequem tragen konnte. Das Kabel lag in einem Ring von annähernd 9 Meter Durchmesser — Abbildung 15 zeigt das Einlegen des Kabels auf das Kabelschiff — an dem vorderen Ende des Kahnes auf Deck, während die Verlegungsmaschine auf dem hinteren Ende aufgebaut war. Abbildung 16 zeigt das Kabelschiff beim Einlegen des Küstenkabels in die Baggerrinne bei Friedrichshafen. Da man mit dem Schiff nicht unmittelbar an das Ufer herankonnte, mußten Hilfsprahme und -boote benützt werden.

Um mit dem immerhin etwas schwerfälligen Schiffskörper möglichst guten Kurs halten zu können, wurde zu beiden Seiten der Rinne des Sees bei der Tiefe von 150 Metern je eine Boje ausgesetzt; dadurch war der Kabelweg in drei Strecken von etwa 4 Kilometern zwischen Friedrichshafen und Romanshorn eingeteilt. Die Feststellung, daß man sich an der richtigen Stelle befand, wurde mit dem Sextanten ausgeführt und durch Lotung bestätigt; für die Lotung diente ein sehr einfacher Lotapparat, der die Tätigkeit einer Drahtauszählmaschine, einer Längenmeßmaschine und eines Dynamometers in sich vereinigte. Ein Bleigewicht wurde an einem dünnen Stahldraht in die Tiefe gelassen, wobei die abgewickelte Drahtlänge gemessen wurde; dabei lief der Draht über eine kleine Dynamometerrolle, die bei der Berührung des Gewichtes mit dem Seeboden herabfiel, da der Zug dann aufgehoben war. Die eigentliche Seekabelverlegung nahm, nachdem allerdings die ganze Arbeit aufs peinlichste vorbereitet war, nur etwa zwei Stunden in Anspruch. Hierauf wurde der Spleiß zwischen dem Tiefseekabel

und dem Uferkabel in Romanshorn ausgeführt. Dieses Uferkabel war zuvor verlegt und sein Ende an einer Boje befestigt worden. Abbildung 17 gibt eine Vorstellung von dieser Arbeit. Nachdem das Tiefseekabel vom Ufer aus zurückgehend aufgenommen und das Ende des Uferkabels gehoben war, wurde der Spleiß unter Einfügung eines Spulenstückes auf dem Kabelschiff ausgeführt und in den See versenkt. Nunmehr wurde endlich das Uferkabel in Romanshorn mit dem Landkabel verbunden. Damit war die eigentliche Verlegung des Kabels beendet.



Lohnender Nebenverdienst

Erzählung von W. Bahr

Ein unangenehmer Regen ging nieder. Asphalt und Bürgersteig trieften von Nässe und warfen die Strahlen der Glühbirnen und Kuppellampen verzerrt zurück. Es war fünf Uhr am Nachmittag und schon beinahe dunkel. An der Flucht glänzender Läden vorbei, in denen das Weihnachtsgeschäft schon anfing, eilte ein Fußgänger, ohne einen Blick auf die Herrlichkeiten hinter den Scheiben zu werfen. Der Kragen seines Überziehers von ehrwürdigem Schnitt und fragwürdiger Farbe war hochgeklappt; auch das Regendach, mit dem er sein Haupt schützte, hatte die besten Zeiten hinter sich.

Der Fußgänger überquerte einen breiten freien Platz, auf dem es unaufhörlich bimmelte, weil sich hier sämtliche elektrische Linien der Stadt ein Stelldichein gaben, und machte vor dem hellerleuchteten Zentralcafé halt. Er ging sonst weder in ein Café noch in eine andere Wirtschaft, die Zeiten waren nicht danach. In das Zentralcafé, das teuerste und vornehmste am Ort, schon gar nicht.

Vor den Klapptüren stand ein kolossaler Pförtner in der Uniform eines exotischen Generals und mit der Gönnermiene eines Großfürsten. Er drückte sich an dem Gewaltigen vorbei, nachdem er den blanken Schirm zusammengefaltet und den Rockkragen herabgezogen hatte. Eine heiße Luft schlug ihm entgegen; Gläser klirrten, Tassen klapperten, Kellner huschten unhörbar auf weichen Sohlen herum, und in den Nischen und rund um die Pfeiler saß lesendes, schwatzendes, lachendes Publikum. Bläulicher Rauch stieg in Schwaden langsam zur Decke. Ein Wandbrett bot die neuesten Nachrichten von den Kriegschauplätzen.

Er suchte jemand, von dem er wußte, daß er ihn um diese Stunde unfehlbar hier treffen werde. Unsicher, wie einer, der sich auf unbekanntem Boden bewegen muß und in ungewohnter Umgebung, wand er sich durch die Stuhlreihen und an den Marmortischen vorbei, mit dem Blick die Anwesenden musternd. Richtig, da saß er, zum Glück ganz allein, eine Zeitung von Riesenformat vor sich. Den goldenen Klemmer hatte er auf der breiten Nase, im Munde die gewohnte Importierte, deren abgestreifte Leibbinde neben der Kaffeetasse lag. Es war ein dicker Herr in feinem dunklem Tuchanzug; über der Rundung der Weste hing achtunggebietend die zweireihige goldene Uhrkette. Die Weste war sehr weit ausgeschnitten und zeigte ein tadellos gestärktes schneeweißes Vorhemd mit echten Diamantknöpfen. Haar und Schnurrbart waren stark ergraut und die Farbe des Gesichtes von gesunder Röte.

Als der lange Hagere im abgetragenen Rock bei dem Dicken vorbeistrich, schaute dieser auf, nickte ihm zu und hielt ihm die Hand hin, ohne die Zigarre aus dem Munde zu nehmen.

„Sieh da, Gustav. Trifft man dich auch mal wieder? Setz dich, wenn du Zeit hast — oder hast du eine Verabredung?"

„Guten Tag, Arnold. Ja, wenn du erlaubst, bin ich so frei." Er entledigte sich seiner Straßenhülle, suchte für die Sachen einen Platz am Zeugständer und ließ sich nieder. „Schlechtes Wetter," bemerkte er und rieb die kalten Hände.

Der andere reichte ihm die gefüllte Zigarrentasche hin. „Du rauchst doch? — Na, was frag' ich da lange. Mensch, wenn ich dran denke, wie es früher in deiner Studentenbude roch! Ohne lange Pfeife konntest du

nicht büffeln, und dann qualmtest du los, daß die Leute dachten, es brennte bei dir. Du wirst es wohl nicht verlernt haben, also nimm!"

Gustav Kröger holte sich eine heraus mit spitzen Fingern. „Ich danke sehr, Arnold. Sicher eine sehr feine Marke. Hm, da kann man allerdings nicht widerstehen. Weißt du, ich rauche jetzt nicht mehr soviel; eigentlich gar nicht mehr — jetzt in diesen Kriegszeiten hab' ich's mir abgewöhnt."

„Nanu? Ja, die Zeiten sind schlecht, aber das Räucherwerk wäre doch das letzte, an dem ich knapste."

Kröger brannte sich die Zigarre an und tat ein paar Züge mit Behagen. Der Dicke schlürfte aus seiner Tasse.

„Tja, Gustav," sagte er, „das waren großartige Zeiten damals in Jena, was? Die kehren nicht wieder. Das Leben ist ja jetzt auch ganz nett — hähä — aber jung ist man doch nur einmal. Na, man hat die Erinnerung."

Die Quelle der Erinnerung floß bei dem Dicken schier unversieglich. Eine Schnurre nach der anderen holte er hervor, und wer ihm zuhörte, der mußte denken, daß Arnold Wentz als Student in Jena nichts anderes getan habe, als Pedelle geärgert, Philister geprellt und in allen Bierdörfern und Fürstentümern der Umgegend staunenswerte Taten und Streiche vollführt.

Gustav Kröger war eigentlich nur Zuhörer. Als der Dicke eine Pause machte und nach der Uhr sah, rutschte er unbehaglich auf seinem Platz hin und her, räusperte sich und sagte: „Ja, lieber Arnold — weshalb ich nun eigentlich hierhergekommen bin. Wenn du die Güte hättest, mich einen Augenblick anzuhören."

„Also mich wolltest du hier treffen? Ja, alter Schwede, warum sagst du denn nicht gleich, was du

auf dem Herzen hast?" Er sah ihn gespannt an. „Hör mal, du willst mich doch nicht anpumpen? Das hast du ja noch nie getan."

„O nein," wehrte Kröger hastig ab, und die Röte stieg ihm ins Gesicht. „Ich wollte dich nur fragen — Sieh mal, das Leben ist jetzt so teuer geworden, und wer eine große Familie hat, der muß sehen, wie er durchkommt. Was ich verdiene, reicht ja für normale Zeiten, wenn man sich einzurichten versteht, aber jetzt geht es eben nicht weiter —"

„Hast Schulden machen müssen, was? Na, heraus damit, wieviel ist es denn?"

„Du verstehst mich wirklich ganz falsch, lieber Arnold," erwiderte Kröger trübe lächelnd. „Nein, Schulden habe ich nicht gemacht. Es wäre mir ein unerträglicher Gedanke, die Güte anderer Menschen in Anspruch nehmen zu müssen. Ich dachte vielmehr so — oder um genau bei der Wahrheit zu bleiben: meine Älteste, die Adelgunde, hat eigentlich den Gedanken gehabt; sie ist tatsächlich ein recht kluges Mädchen, und wir haben unsere Freude dran —"

„Sag mal, armer Kerl, wieviel Kinder hast du denn eigentlich?"

„Sechs, lieber Arnold."

„Sechs? Erlaube mal, das ist in deiner Lage aber 'n sträflicher Leichtsinn. Übrigens, daß dir's so mäßig geht, das wußt' ich gar nicht. Daß du gerad kein Krösus bist, das hatt' ich mir wohl gedacht, aber — sag mal, wie kommt denn das eigentlich? Warst doch so 'n fixer Kerl!"

„Ja, es hat eben nicht jeder Glück. Ich hatte ganz gute Abgangsprüfungen."

„Mensch, du warst ja der Fleißigste von uns allen. Hocktest in der Bibliothek, wenn wir schon wieder in

der Kneipe saßen. Wir prophezeiten dir, daß du mindestens Regierungspräsident würdest."

Gustav Kröger ließ das graue Haupt auf die Brust sinken. „Das ist eine lange und unerquickliche Geschichte, Arnold."

„Du brauchst sie mir nicht zu erzählen, Gustav."

„Schuld hab' ich ja auch gehabt. Aber sie haben mich behandelt — behandelt!" Seine Züge wurden hart, und seine Faust ballte sich. „Unangenehme Vorgesetzte hatte ich," stieß er heraus, „und ich konnte mich nicht ducken und nicht schweifwedeln. Ich hatte auch eine Meinung, und die sagte ich frei heraus. Es war dumm von mir, aber ich konnte nicht anders. Schließlich gab es einen Krach."

„Ja, so was ist faul. Da hast du verdammtes Pech gehabt, alter Junge."

„Ich mußte vorliebnehmen mit dem, was sich dann fand. Vor dem Verhungern hat es uns ja geschützt, aber du kannst dir denken, daß es uns manchmal nicht zum besten ging. Früh geheiratet hab' ich auch, und die Kinderchen kamen ziemlich schnell, eins nach dem andern. Sie wollen alle essen und Kleider und Schuh' haben, Arnold. Dazu war meine liebe Frau recht oft bettlägerig und hatte den Doktor nötig; das kostet alles Geld." Er ließ den Kopf wieder sinken. Auf seiner bleichen Stirn stand Runzel bei Runzel.

„Hm — hm ja," machte Arnold Wentz. „Du tust mir leid, Gustav. Das ist ja 'n Elend. Sechs Rangen. Mensch, wie hältst du das bloß aus? Ich hab' nur einen Jungen, und was der gekostet hat, erst auf den Schulen und dann beim Regiment — na, er hatte sich auch gerade das teuerste und feudalste ausgesucht, häha." Er zog eine neue Regalia aus dem Täschchen.

„War natürlich im Felde, mein Erich — wenn du den erzählen hörtest, Gustav, alle Haare stünden dir einzeln senkrecht, so viele du noch hast. Der hat was mitgemacht! 's Eiserne hat er auch. Jetzt ist er hier, schon seit Wochen; eine verflixte Kugel hat ihm den Arm kaput gemacht, Knochenschuß, beinahe leidlich geheilt. Bloß der Arm bleibt mal steif. Na, nun wird er wohl über kurz oder lang als dienstuntauglich freikommen und kann dann seinem Alten wieder helfen auf dem Kontor und in der Fabrik." Er schob die brennende Zigarre in die Mundecke.

„Du glaubst nämlich nicht, was es bei uns zu tun gibt. Bestellungen und Lieferungsverträge, wir können kaum dagegen an. Ja so — da red' ich nun in einem fort, und du wolltest was von mir. Was kann ich denn eigentlich für dich tun, alter Freund?"

„Ich muß mich nach passendem Nebenverdienst umsehen, Arnold. Am Abend hätte ich schon Zeit dafür. Auch die Kinder könnten mit verdienen helfen, wenigstens die großen. Und da hab' ich gedacht, du wüßtest vielleicht etwas. Oder du verwendetest dich für mich irgendwie. Aus alter Freundschaft, Arnold — du hast sicher viele Beziehungen und einen großen Bekanntenkreis. Du würdest mich dir zu tiefstem Dank verpflichten, und meine Frau und meine Kinder —"

„Nun red nicht 'n Langes und Breites von Dankbarkeit, altes Haus. Das ist ja selbstverständlich, daß ich tu', was ich kann. Ich werde doch meinen alten Bundesbruder nicht in der Tinte sitzen lassen? Wir müssen sehen, wie wir dich wieder hoch kriegen. Hand drauf — in acht Tagen hast du was."

„Tausend Dank, Arnold."

„Ich werd' mich umtun. Hab' vielleicht selbst

was für dich, nur so ins Blaue hinein will ich dir lieber nichts versprechen; werd' auch erst mit Erich Rücksprache nehmen. Aber gemacht wird's. Nicht gerad von heute auf morgen, ein bißchen warten mußt du können. Wenn du dann deine Schritte mal wieder hierher in dies Lokal lenktest."

„Tausend, tausend Dank. Du weißt nicht, wie du mich erleichterst. Du kannst dir ja nicht vorstellen, wie schwierig es ist, irgendwo anzukommen — alles und jedes können wir doch nicht nehmen — ich bin schon von Pontius zu Pilatus gelaufen. Ach Gott, was wird meine Frau sich freuen und die Kinder!"

„Ach ja, deine Sprossen. Wie alt sind sie denn? Sind sie anstellig, fix, und was haben sie gelernt, die Jungen?"

„Es sind lauter Mädchen, lieber Arnold!"

„Sechs Mädels? Gott soll mich — und die soll ich alle unterbringen?"

„So schlimm ist es nicht. Adelgunde ist einundzwanzig und sehr talentvoll. Sie näht und stickt reizende Sachen. Aber das wird so schlecht bezahlt. Und meine Frau hat Angst, daß ihre Augen darunter leiden. Rosamunde, unsere Zweite, ist außergewöhnlich musikalisch, und ich möchte wohl, daß sie ihr Talent besser verwertete. Wenn man ihr Stunden verschaffen könnte in besseren Häusern."

„Mein möglichstes werd' ich tun. Die armen Dinger! Also Adelgunde stichelt sich die Fingerchen wund, und Rosamunde — Mensch, was für Namen hast du für deine Töchter ausgesucht — Rosamunde Klimpert. Nimm mir's nicht übel, die Mädels könnten wohl was Besseres tun, 'ne ordentliche Suppe kochen und sich die Kleider selbst nähen."

„Oh, das können sie, Arnold.“

„Oder unsere Soldaten pflegen. Für das Klimpern habe ich am wenigsten übrig. Und Nummer drei?“

„Dann kommt Hella, die ist achtzehn. Die drei Kleinsten gehen noch zur Schule. Ja, wenn du für Hella etwas wüßtest! Die ist eigentlich unser Sorgenkind. Sie hat noch nichts Gesetztes in ihrem Wesen, singt und springt den ganzen Tag und ist immer lustig.“

„Darüber solltest du lieber froh sein, du Rabenvater.“

„Sie ist ganz aus der Art geschlagen, sagt meine Frau. Die anderen haben alle die langen Krögerschen Gesichter und dunkle Haare. Hella, der Blondkopf, ist viel hübscher.“

„Na, das ist gerade kein Fehler bei einem Frauenzimmer, hähä.“

„Ich gönnte ihr so gern alles, Arnold, aber das Leben ist kein Kinderspiel. Wenn die Aussichten so trübe sind, darf man nicht an lauter Vergnügen denken und mit einem Kopf voll überspannter Ideen herumlaufen. Als ob ein Prinz käme und sie sich auf sein Schloß holte.“

„Laß nur gut sein, Gustav, die macht am Ende gerad ihr Glück. Laß dem Mädel sein bißchen Vergnügen, wir wollen sehen, wie wir den hübschen Racker auch noch unterbringen. Nun hab' ich die ganze Tasche voll Aufträge. Nee, laß dein Geld stecken, Gustav, heute bist du mein Gast. Und vor allem, mach nicht solche Leichenbittermiene, altes Haus. Das Leben ist eine Karussellschaukel, bald ist der eine oben, bald der andere.“

Der Kellner half dem Herrn in den pelzbesetzten Mantel. Auch Kröger schlüpfte in seine Winterhülle und stapfte hinter seinem dicken Freunde her bis zum

Ausgang. Der Türhüter mit dem Tressenhut verneigte sich tief vor dem Stammgast, der in einen Wagen der Elektrischen sprang und von dort aus noch einmal mit der Hand winkte. Gustav Kröger spannte den Regenschirm auf und zog den Rockkragen wieder in die Höhe. —

Nun waren nur noch vier Tage bis Weihnachten. In der großen Krögerschen Familienstube saß Adelgunde am Fenster mit einer Arbeit. Die Schneeflocken fielen draußen so dicht, daß die Dämmerung noch früher eintrat als gewöhnlich.

Frau Kröger machte Licht und rief ihre drei Jüngsten an den Tisch zu den Schularbeiten. Der langaufgeschossene Backfisch Thusnelde, die kurze, dicke Roswitha und das Nesthäkchen Amanda kamen mit ihren Büchern und Heften und schrieben und tuschelten. Bald gab es Ferien — und dann! Die Augen der kleinsten Kinder glänzten, wenn sie der kommenden Tage gedachten. Die Mutter hatte freilich gesagt, die Christfeier werde in diesem Jahre nur recht mager ausfallen, denn es sei weder Friede auf Erden noch habe der liebe Gott an seinen Menschenkindern Wohlgefallen, aber darum hofften sie doch. Etwas von den unzähligen Wunderdingen, die sie täglich hinter den Schaufenstern liegen sahen, mußte doch den Weg zu ihnen hinauffinden.

„Adelgunde, komm vom Fenster; du kannst dort nicht mehr arbeiten."

„Ich arbeite auch nicht mehr, Mutter. Ich sehe in die Schneeflocken." Das große, schlanke Mädchen mit den grauen Augen und der kühnen Adlernase des Vaters bog den Kopf dicht an die Fensterscheibe, die feucht beschlagen war, und machte sich ein Guckloch.

„Ach, was gibt es da groß zu sehen."

Der großstädtische Verkehr rauschte bei Krögers nicht vorüber.

„Diesmal doch etwas, Mutter," antwortete Adelgunde. „Hella kommt nach Haus in Begleitung von ein paar Feldgrauen."

„Ach, das Mädchen! Sie wird wieder im Lazarett gewesen sein."

„Unter dem Vorwande, sich nützlich zu machen. Die kommt noch in Verruf."

Rosamunde betrat das Zimmer und gleich darauf von draußen Hella. Die erstere kam aus dem Nebengemach mit einem Pack Noten. Hella hatte frostgerötete Wangen und blitzende Augen. Ihr hübsches Gesicht sah noch reizender aus in der Kapuze, die es einrahmte.

„Wo bist du gewesen?" klangen mehrere strenge Stimmen zugleich.

„Wir hatten Generalprobe für das Weihnachtsfest bei den Verwundeten. Hu — was für böse Gesichter ihr macht!"

Die Schwestern überschütteten sie mit Vorwürfen, aus denen aber auch der Neid herausklang. „Natürlich Vergnügen und immer Vergnügen! Schämen solltest du dich, Hella! Während wir uns abrackern, um Vater und Mutter zu helfen, scharmiert sie mit den Soldaten herum."

„Das ist nicht wahr," rief Hella dagegen, indem sie Jacke und Kapuze ablegte. „Zwei von den Herren Offizieren haben mich bloß nach Hause gebracht."

Adelgunde lachte. „Sie begreift noch nicht einmal, wie unpassend ihr Benehmen ist. Mutter, du solltest es ihr einfach verbieten."

„Wenn es Feste zu feiern gibt, dann ist sie gleich

dabei," fügte die andere Schwester hinzu. „Wir mögen uns quälen, aber sie selbst rührt nicht den kleinen Finger, die Prinzessin."

Wie die Raben, wenn sie auf eine Krähe loshacken.

Aber Hella war nicht auf den Mund gefallen und setzte sich zur Wehr. „Tut doch nicht so dick," rief sie keck. „Ihr spielt immer die Tugendhaften und meint, daß ihr mit eurem bißchen Nebenverdienst den ganzen Haushalt auf die Schultern genommen hättet. Den ganzen Tag prahlt ihr damit."

„Mutter, hörst du, sie verspottet uns auch noch."

„Kinder, streitet euch nicht. Adelgunde und Rosamunde haben recht, Hella. Unsere Lage ist nicht danach, daß du alle Stunden sorglos vertändelst. Wenn wir nur etwas für dich wüßten!"

„Vielleicht hat Papas reicher Universitätsfreund etwas für sie."

Die Mutter seufzte. „Darauf wollen wir uns nicht allzusehr verlassen. Bis jetzt ist von dem auch noch nichts Gutes gekommen. Solche Herren versprechen leichthin, was sie nachher nicht halten können."

Rosamunde verschwand mit ihren Notenbüchern im Nebengemach, und bald hörte man von dort Läufe und Akkorde in allen Dur- und Molltonarten.

Frau Kröger rückte die Haube auf ihrem grauen Scheitel zurecht und sah ihr ausgescholtenes Kind an. Hella hatte ein Buch ergriffen und schien darin zu lesen, aber die Mutter beobachtete, daß ihre Augen über den Rand hinschweiften und verträumt in die Ferne sahen. Jetzt lächelte sie, wie in seliger Erinnerung an etwas Schönes, das sie erlebt hatte.

Wie wunderhübsch das Mädchen aussah! Die blonden

Löckchen ringelten sich auf der reinen, weißen Stirn, und die Wangen waren so zart wie ein Pfirsich.

Ach Gott ja, dachte Frau Kröger, die jungen Dinger, was hatten sie denn vom Leben? Trat die harte Pflicht nicht allzu früh an sie heran? Will die Jugend nicht ihr Recht? Sie dachte an ihre eigenen jungen Tage zurück. Da hatte man nicht immer gehetzt: ihr müßt lernen, auf eigenen Füßen zu stehen — ihr müßt Geld verdienen und eure Gaben verwerten. Damals rechnete man noch damit, daß eines Tages ein braver Mann kam, der sich von den Eltern die Hand der Tochter zur Ehe erbat. Jetzt war das ein Glücksfall. Ein hübsches Gesicht war heutzutage keine Mitgift.

Sie fröstelte. Der Gedanke war ihr schrecklich, daß sie alle, die jetzt noch das Elternhaus schützte und wärmte, hinausmußten in den unbarmherzigen Daseinskampf, wo ein jeder nur rücksichtslos für sich selber sorgt. Wie würde es in zwanzig, in dreißig Jahren sein? In alle Winde waren sie dann geflattert, jedes für sich an einem anderen Ort ein einsames Dasein fristend, unermüdlich schaffend, erwerbend — mit rotgeränderten Augen, mit müdem Blick.

„Hella, was liesest du da?“ fragte Frau Kröger plötzlich.

Das Mädchen fuhr zusammen. Sie war mit ihren Gedanken weit, weit weg gewesen. Irgendwo im Traumland, wo die Wünsche erfüllt werden, und wo das Glück wohnt. Sie mußte sich erst besinnen und sah nach dem Titel des Buches. „Über die Frauenbewegung, Mutter — das Buch gehört Adelgunde.“

Fast heftig riß die Mutter ihr das Buch aus der Hand. „Das ist nichts für dich!“

Als ob sie damit ihr Kind, ihr sonnigstes und fröh-

lichstes, dem sie so sehnend ein ganz großes Glück wünschte, fernhalten könnte von dem breiten Wege, auf dem die moderne Frauenwelt dahinwanderte. Und diese trostlose Entwicklung nannten viele sogar eine große Errungenschaft. Die Emanzipation des Weibes — die Gleichstellung der Frau mit dem Mann! Was ist denn eine Frau ohne Familie, ohne Liebe? Ach, wären diese sechse doch nicht Mädchen, sondern Jungen! Da fühlte sie Hellas weiche Arme um ihren Nacken.

„Mutter, sei nicht böse! Hab mich lieb! Es wird ja noch alles gut und schön. Der liebe Gott hat noch etwas Herrliches für uns bereit, glaubst du es nicht auch?"

Frau Kröger nickte und ließ sich die Lippen küssen, die sich zum Weinen verzogen. Die Jugend! Sie sieht überall goldene Berge und sonnige Täler. Der weiche Körper ihres Kindes lag ihr im Arm, sie spürte den jugendfrischen Hauch von ihrem Mund und ihrem Haar, und als sie die Wimpern hob, blickte sie in ein Paar leuchtender Augen.

„Ich bin ja so froh und glücklich. Ich muß dich drücken und umarmen und küssen, du gute Mutter."

Überrascht richtete sich Frau Kröger aus ihrer schlaffen Haltung auf. Hellas Überschwenglichkeit machte sie stutzig. War etwas Besonderes vorgefallen? Sie sah die Tochter forschend an. Aber nun schwieg diese und wandte sich errötend ab.

Frau Kröger stand auf, um einen Zank zwischen den Jüngsten zu schlichten, die sich wegen einer Kleinigkeit in den Haaren lagen. Aber noch spät, als sie im Bette lag, dachte sie an Hellas seliges, heißes Gesichtchen und an ihre überströmende Zärtlichkeit. Was hatte das Kind für Geheimnisse? Bereitete sich ein Glück vor

oder ein Unglück? Ihre Augen wurden feucht, und gewohnheitsmäßig falteten sich die abgearbeiteten Hände zu einem Gebet.

Nun stand das Fest vor der Tür.

Früher, ganz früher hatte Frau Kröger einmal geäußert, das Schönste am Weihnachtsfest seien eigentlich die Vorbereitungen dazu, die süßen Heimlichkeiten und zugedachten Überraschungen. Jetzt sagte sie das nicht mehr. Sie hatte nicht einmal die große Stube aufräumen und putzen wollen und hatte gesagt, es ginge diesen Winter auch wohl in der kleinen Eckstube, wo Rosamundes Klavier stand. Man habe sich ja doch nichts Rechtes zu schenken. Aber gegen diese Zumutung hatte sich ein allgemeiner Protest erhoben. Nicht nur die kleineren, sondern auch die großen Mädchen bestanden darauf, daß die große Stube zurechtgemacht werde, denn so lange man denken könne, sei das die Weihnachtsstube gewesen, und es sei doch gar zu traurig, wenn man in der kleinen Eckstube sitzen solle; dort könne ja gar keine Weihnachtsstimmung aufkommen.

Weihnachtsstimmung!

Gab es denn noch irgendwo rechte jubelnde, von Herzen frohe Weihnachtsstimmung in der Welt? dachte Frau Kröger. Jauchzende, sorglose Festfreude? Lastete nicht überall — fast in jedem Haus die Sorge, die Not, die Trauer auf den Gemütern?

Wenn sie ihren abgehetzten, müden und doch so geduldigen Mann ansah, der, wie sie wußte, so schwer daran trug, daß er sein schönes Wissen und seine tüchtige Kraft in einer untergeordneten Stellung verzetteln mußte, wenn sie ihre sechs Mädchen betrachtete, um deren künftiges Schicksal sie bangte, dann war ihr zumut, als sei auch das schöne Weihnachtsfest, das in

die Unrast und Lieblosigkeit der Menschenwelt hineingestellt ist wie ein strahlendes Licht, nur eine eingebildete Erquickung. Nur eine rechte Feierstunde wußte sie, und auf die freute sie sich: in der schönen großen Domkirche wollte sie sitzen auf ihrem alten lieben Platz und sich erzählen lassen von der großen Vatergüte, die heute niederleuchtet auf eine Welt voll Jammer und Not und Feindschaft, von einem Frieden, den die Menschen nicht haben und nicht geben können, und damit wollte sie ihr Herz stärken und wappnen für ein neues Jahr.

Adelgunde fegte die Stube und stellte die Tische zurecht, Rosamunde befestigte den Tannenbaum in dem etwas wackligen Gestell, und Hella zog die Gegenstände auf Fäden, mit denen man den Baum behängen wollte. Die Kleinen wurden ferngehalten und wußten mit ihrer Zeit nichts anzufangen.

Als es Mittag wurde, kam Vater Kröger. Er faßte seine Frau rund um und gab ihr zwei — drei Küsse.

Darüber war Frau Kröger geradezu erschrocken, ließ den Besen fallen und sah ihrem Manne ins Gesicht. „Was ist denn, Gustav? Was hast du nur?"

Er sah an die zehn Jahre jünger aus. Sein faltiges Gesicht lachte und strahlte.

„Du bringst gute Nachrichten," sagte sie hastig und faßte ihn am Rockärmel. „Hast du deinen Universitätsfreund getroffen? So erzähle doch!"

„Geheimnisse," sagte Gustav Kröger kurz, küßte seine Frau noch einmal und ging in die Stube, wo die kleinsten Kinder waren. Dort erhob sich nach kurzer Zeit ein lautes Gekreische und Gejubel, und als Frau Kröger die Tür öffnete, sah sie den langen Vater mit den Jüngsten einen Ringelreihen tanzen, daß die schwar-

zen Rockschöße hinter ihm herwehten, und dabei sangen sie: Heute kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben! Und hinter der Mutter erschienen die beiden ältesten Mädchen, Adelgunde und Rosamunde, und sahen sich mit offenem Munde das nie gesehene Schauspiel an.

„Gustav!" schrie Frau Kröger und setzte sich auf einen Stuhl, weil sie heftiges Herzklopfen bekam. „Gustav — willst du uns nicht mitteilen, was du erlebt hast? Das muß ja etwas ganz Besonderes und Großes sein."

„Ist es auch!" betonte Gustav Kröger, hielt mit Tanzen inne und stellte sich wie ein Redner mitten in die Stube. „Das Leben ist eine Karussellschaukel. Wißt ihr, wer das gesagt hat? Das hat ein guter Mann gesagt. Das übrige bleibt vorläufig Geheimnis — bis heute abend. Um sieben Uhr ist die Bescherung."

„Kinder, euer Vater ist übergeschnappt!"

„Ist er auch. Schon seit einer ganzen Stunde singt er Holdrio-Vivallera und sieht den Himmel wie einen Dudelsack an. Wo ist denn Hella?" fragte er plötzlich, die Häupter seiner Lieben überzählend.

Hella war nicht da. Und als man sie suchte, fand man sie in der Küche, wo sie auf einem Stuhl saß, beide Hände auf das stürmische Herz gepreßt. Gustav Kröger trieb alles Volk erbarmungslos hinaus, auch die Mutter, die sich vergebens auf ihre höchsten und nächsten Rechte berief, und hatte mit seiner Tochter eine geheime und, wie es den andern schien, unendlich lange Unterredung. Und als sie wieder auftauchten, wischten sie sich beide die Augen, aus denen es noch tropfte, aber man sah es ihnen wohl an, daß das Weinen nicht vom Kummer kam.

„Was hast du mit Hella? Gustav, es ist wirklich unrecht von dir, uns so lange auf die Folter zu spannen."

„Kinder, ich platze ja beinahe," rief Vater Kröger, während ihn die Kleinsten entsetzt anschauten, weil sie seine Bemerkung buchstäblich nahmen, „aber ich darf nichts sagen. Hoher Befehl von einem gewissen Jemand. Von dem guten Mann, der gesagt hat, daß das Leben eine Karussellschaukel ist, und daß bald der eine oben ist und bald der andere. Es ist euch aber erlaubt, an meine euch befremdende Heiterkeit die ausschweifendsten Hoffnungen zu knüpfen."

Es wurde ein seltsames Mittagsmahl und ein geheimnisvoller Nachmittag. Bei Tisch sahen sie sich alle so sonderbar an, und bald prustete das eine, bald das andere der Kinder los, weil es so komisch war — man wußte nicht, was — und Hella saß mit überirdisch feierlich-seliger Miene da, und Vater Kröger machte einen Witz nach dem andern, was er noch bei keinem Mittagsmahl getan hatte, so lange es eine Familie Kröger gab, und Mutter Kröger schaute bald rechterhand, bald linkerhand und schüttelte den Kopf.

Am Nachmittag aber kamen Heinzelmännchen, Gnomen, Kobolde und anderes sonderbares Gelichter in das Krögersche Haus. Wie sie eigentlich aussahen, das wußten die Familienglieder nicht, denn Vater Kröger hatte sie samt und sonders eingesperrt. Es ging wie in dem berühmten Gedicht: Die Heinzelmännchen regten sich, und ächzten daher mit den Säcken schwer, und klappten und lärmten, und rupften und zupften, und hüpften und trabten, und putzten und schabten. Und die kleinsten Mädels lauschten wie die Mäuslein und hatten die dunkle Ahnung, daß gerade in diesem Jahre, wo die andern alle immer von der vielen Not

und dem schweren Kummer auf der Erde redeten, das Christkind ihnen etwas besonders Schönes zugedacht habe.

Es schlug wirklich sieben, obgleich Amanda das nicht mehr für möglich gehalten hatte. Aber noch ein Hindernis: Hella fehlte. Wo steckt Hella? Ach, die ist wohl bei ihren Verwundeten. Aber das geht doch nicht, Hella muß doch dabeisein! Sie ist doch wahrscheinlich die Hauptperson.

„Ruhe!" kommandierte Vater Kröger. „Wenn Hella nicht da ist, geht es auch ohne Hella. Um sieben Uhr ist Bescherung — Punktum!"

Die geheimnisvolle Tür öffnete sich. Welcher Glanz, welche Pracht! Die Heinzelmännchen hatten die Tische so lang gezogen, wie sie noch nie gewesen waren an irgend einem Christfest, und darauf lag — ach, das konnte man ja gar nicht übersehen mit den Blicken, so sehr man auch die Hälse reckte. Aber was war das?

Die kleinsten der Mädchen drängten sich eng an die Mutter, denn vor dem brennenden Lichterbaum stand mit einem Male ein dicker Herr, dessen Knöpfe so wunderlich funkelten, und der dicke Herr tat seinen Mund auf und wollte reden.

Aber Vater Kröger kam ihm zuvor und sagte: „Heute ist diesem Hause eine große Freude geschehen. Es hat sich bei uns zu Gaste geladen —" Aber weiter kam er nicht.

„Bscht!" machte der dicke Herr. „Biste stille, altes Haus! Wer ich bin, das werden deine Frau und deine Lämmerchen dann schon erfahren, vorläufig bin ich — der Weihnachtsmann, hähä."

Amanda und Roswitha stießen sich an. Nein,

der dicke Herr war doch zu komisch – so sah doch der Weihnachtsmann wahrhaftig nicht aus.

Es war jedoch keine Zeit zum Verwundern, denn der dicke Herr redete weiter.

„Werte Freunde! Meine Rede soll kurz und erbaulich sein. Da steht mein lieber Freund Gustav — wir haben manches Schmollis miteinander getrunken und manchen Salamander miteinander gerieben in der schönen Universitätsstadt Jena — der kam zu mir in dieser bösen Zeit, in welcher ein vielköpfiger Familienvater bedacht ist, seine Einnahme zu erweitern. Und in schon erwähnter alter Freundschaft sagte ich: dem Manne kann geholfen werden. Aber mir erwuchs in meinen löblichen Bestrebungen plötzlich ein Hindernis in Gestalt meines eigenen und einzigen Sohnes Erich. Derselbe hatte sich nämlich, wie ich zu meiner Überraschung erfuhr, in den Kopf gesetzt, die Tochter meines alten Freundes Gustav, Hella mit Namen, zu heiraten —"

In diesem Augenblick hörte man hinter dem Tannenbaum eine weibliche Stimme. „Wir haben uns schon lange lieb; ich durfte bloß nichts sagen."

„Bscht!" machte der Redner. „Biste stille, Schwiegertochter!"

Mutter Kröger, das Taschentuch an den Augen, machte eine Vorwärtsbewegung auf den Tannenbaum zu, aber ihre Kinder hielten sie zurück.

„Mein Sohn Erich hat aber einen unglaublich harten Kopf — den hat er von seinem Alten geerbt — hähä — und dem Alten blieb schließlich nichts anderes übrig, als ja und amen zu sagen. Auch dazu, daß der Herr Sohn nichts davon wissen wollte, daß sein künftiger Schwiegervater und seine zukünftigen Schwägerinnen sich um einen Pappenstiel abarbeiten. Darum habe

ich meinen Freund Gustav mit'n anständigen Gehalt zu einem unserer Direktoren gemacht — Sei stille, Gustav, das lernst du alles, ich hab' auch nachher 'ne Masse zugelernt — und für die Kunststickerei und das Klavierklimpern wird auch schon Rat werden. Ja — da wäre meine wunderschöne Rede, die längste, die ich je gehalten habe, wohl zu Ende. Tretet hervor, ihr beiden Schwerenöter!"

Da war kein Halten mehr.

Von groß und klein ward das Brautpaar, das sich von den verdeckenden grünen Zweigen loslöste, umringt und umarmt, und es dauerte eine lange Weile, bis alle mit Küssen und Herzen und Danken und Verwundern fertig waren.

Mutter Kröger war in einem Sessel untergebracht worden und erholte sich langsam. Sie war die freudigen Überraschungen nicht mehr gewöhnt und dem über sie hereinbrechenden Segen nicht gewachsen. Vor ihr stand der schlanke, junge Offizier, die strahlende Braut am gesunden Arme. „Mach sie glücklich, mein Junge, mach sie glücklich!" Mehr konnte sie nicht sagen.

„Thusnelda — Amanda — Roswitha — häha," krähte Arnold Wentz lustig dazwischen, die knicksenden Kinderchen eins nach dem andern kräftig in den Arm nehmend, „wo Deubel hast du alle die dollen Namen her, Gustav? Aha — und das sind die jungen Damen mit den Talenten?"

„Ja," rief die junge Braut und gab ihren Schwestern die Hände, „ja, lieber Schwiegerpapa, das sind die fleißigen Bienen in unserer Familie, viel fleißiger und besser als deine nichtsnutzige Schwiegertochter. Aber das müßt ihr doch zugeben, Adelgunde und Rosamunde,

wenn ihr euch auch noch soviel auf euren Nebenverdienst einbilden dürft, daß ich doch das Hauptverdienst daran habe, daß wir alle miteinander an diesem Weihnachtsabend so glücklich sind!"

Und mit diesen weniger logischen, aber desto wirkungsvolleren Worten erntete sie allseitigen jubelnden Beifall.

Der Sieg von Morgarten

Zum 600jährigen Gedenktag am 15. November 1915

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Mit 5 Bildern

Nie ward ein Jubiläum so überwältigend erlebt wie in diesen Tagen das des Beginnes der Hohenzollern in Brandenburg und dadurch in Preußen und Deutschland. Mit Siegen, die eine Welt erschüttern, im aufgebürdeten gewissenhaften Verteidigungskriege bekrönt der Hohenzoller eine an Größe dynastischer Pflichttreue beispiellose halbtausendjährige Geschichte.

Und in denselben Zeiten, da die Eidgenossenschaft in stummen Waffen steht, falls auch ihr vom unverhofften Überfall des Auslands aufgedrungen würde, sich zu verteidigen, feiert ihr vom blutigsten Kriege um-



Finstern-Wart am Fuße des Morgartenberges.
Aufgenommen von der Figlenfluh.

loderter Friedenstaat das Gedenken des Tages, der einst zu der Bluttaufe ihres Verteidigermutes wurde. Der Sieg von Morgarten ist nicht der größte und schwerste aus jenen alten Kämpfen. Aber es ist der erste. Durch ihn ist alles Weitere geworden. Er ist die Wendung zur Unabhängigkeit, zur künftigen selbsteigenen Geschichte. Der eidliche Bund der drei Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden vom 1. August 1291, der als urkundlich fester Anfangspunkt mit Recht gefeiert wird, war nur zunächst eine örtliche Schutz- und Friedenseinung, wie sie allerorten damals in den kaiserschwachen Zeiten die Gebietsnachbarn, fürstliche, gräfliche Herren, Städte und andere Stände untereinander schlossen. Am wenigsten hat er schon mit einer Abwendung vom Reiche zu tun. Es veranlaßten zu ihm jahrzehntelange Streitigkeiten der Habsburgerherrschaft mit den Bauerngemeinden in den Tullandschaften am Vierwaldstätter See, ob in einzelnen Hinsichten das Recht ihrer Hoheit oder das Recht der freien Leute gelte, und auch der Feldzug von 1315 war zunächst nichts anderes als eine der unzähligen Ortsfehden, die im ganzen Reiche zum Kennzeichen des späteren Mittelalters wurden. Aber durch seinen Ausgang wird er für die Sieger so bedeutungsvoll: er hat ihnen die Zuversicht gegeben, um ihre aus Rechten und Wünschen zusammengesetzte Freiheit sich auch fernerhin aus eigener, bewaffneter Kraft zu wehren.

Habsburgs Angriff im Jahre 1315 war teils als Strafexpedition gedacht. Die Schwyzer hatten Händel, die auch nicht neu waren, mit dem nahen, unter habsburgischer Schirmvogtei stehenden reichen Kloster Einsiedeln, hatten es spätnächtlich überfallen, Keller und Gemächer aufgebrochen, viel Wein getrunken, ent-



Die Schlacht am Morgarten.

Nach Schillings Chronik in Spiez. Rechts oben die drei Banner der Waldstätte.

sprechenden Unfug verübt, verschiedene Beute und einige der Klosterherren gefangen mit sich genommen. Vergrößerte Bedeutung erhielt aber dieser Vorfall nun durch die Reichsverhältnisse. Zwei Könige waren soeben,

1314, im Zwiespalt der Kurfürsten erwählt worden, der wittelsbachische Ludwig von Bayern und der habsburgische Friedrich der Schöne von Österreich. Jeder von ihnen suchte Partei, warb und ermutigte

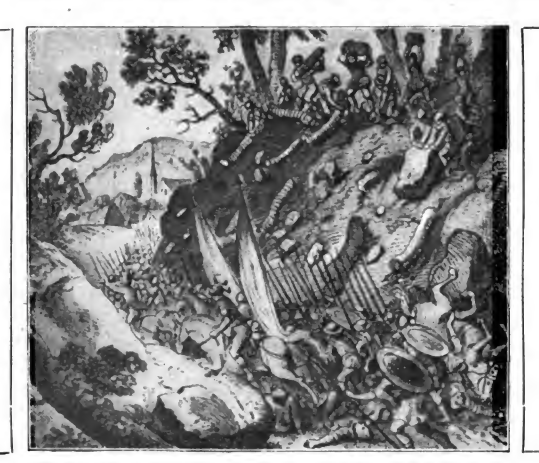


Die Eidgenossen am Schrannengäßchen vor der Schlacht am Morgarten.

zu findende Anhänger. Ludwig der Bayer stellte sich aufs freundlichste zu den wegen Einsiedeln mit geistlichem Bann und habsburgischer Königsacht belegten Schwyzern und zu den Waldstätten überhaupt nebst ihren durch ältere nichthabsburgische Könige verbrieften Freiheitsrechten. Dadurch wurde es umgekehrt ein Erfolg dem bayerischen König gegenüber — ein glücklicher sichtbarer Auftakt im Bürgerkrieg des Reiches — wenn Habsburg seiner Reichsacht, die Ludwig für nichtig erklärte, Nachdruck schaffte und Schwyz nebst Eidgenossen in rascher und kraftvoller

Heerfahrt niedersiegte. Herzog Leopold führte sie, der Bruder Friedrichs des Schönen, der auch nachdem sein bester Vorkämpfer im Kriege der beiden Könige war.

Von heute rückwärts gesehen, sind es Schweizer



Die Eidgenossen am Schrannengäßchen während der Schlacht am Morgarten.

gegen Schweizer gewesen, die bei Morgarten kämpften. Was heute auf der europäischen Landkarte als Staatsgebiet der Schweiz umrissen ist, war damals Reichsgebiet, zum größten Teil schwäbisches, im Westen burgundisches, und Habsburg war der weit bedeutendste Gebietsherr in diesen vielteilig an Fürsten, Grafen, Bistümer, große Abteien, Städte, Bauerngemeinden zerstückelten Landen. Bis an den Bodensee bot Leopold, dem an einer glänzenden Machtentfaltung gelegen war, seine Lehenshintersassen und Ritter auf nebst nachbarlichen Freunden, unter diesen die Städte, die

unschwer mitmachten, wenn es gegen die Bauern ging, das große Zürich, dazu Zug, Luzern, Sempach, Winterthur und andere mehr. Am 14. November, Donnerstag nach Martini, war das Heer in Zug am See beisammen, von dort auf den Hauptort der Schwyzer Landsgemeinde den Stoß zu führen, Schwyz, das östlich am Fuß des breiten Felsstocks des Rigi jenseits der Talweite liegt.

Es bleibt unklar, weshalb sie nicht den einfachsten Weg von Zug über Arth und Goldau gezogen sind, den auch heute die Bahn zum Gotthard nimmt, sondern gefährlicherweise zum Ägerisee auf Gebirgswegen, von wo es dann noch etwas weiter aufwärts führt, bis man von der schlechtweg „Sattel" genannten Höhe wieder — an jene Bahnlinie und weiter — nach Schwyz hinuntersteigt. Wahrscheinlich wollte man das versammelte Aufgebot der Waldstätte überrumpeln, wie man denn auch von Zug unverweilt am 15. November aufbrach, während Leopold eine kleinere Abteilung zur Irreführung über Arth und Goldau vorsandte. Aber die Unterbindung der Kunde über das zweischneidige Unternehmen mißglückte. „Hütet euch am Morgarten!" so soll ein befreundeter Ritter den Eidgenossen verraten haben, denn es gab ja auch unter ihnen Geschlechter von uralter freier Vornehmheit, die ihre Ammänner und Führer waren; auf einem Pergamentstreifen am Pfeil, erzählt man, sei die Warnung denen, die bei Arth erwartend lagen, zugeflogen. Jedenfalls erfuhren sie's und zogen zum Morgarten, einer steilen Halde über der engen Wegstraße am Ägerisee.

Die Ritter im Eisen voran, dann die Fußtruppen in der mehr oder minder schweren Waffnung, so kamen Leopolds Fähnlein langhin aufgeschlossen herangezogen, schon nachlässig, ungeordnet von dem ermüdenden



Tschachtlans Darstellung der Schlacht am Morgarten (um 1470).

Anstieg des gerölligrohen Weges. Da unversehens kamen auf die Ahnungslosen von der Höhe des Morgartens Steine, Baumstämme, krachende Blöcke heruntergepoltert, Mann und Roß wurden niedergerissen, lagen versperrend im Weg, und in der Verwirrung kamen auch schon die Eidgenossen, viele mit Steigeisen, wie sie die Wildheuer brauchen, laufend, springend, rutschend den Hang herunter, hieben mit ihren Stieläxten ein, schlugen zusammen, was am Weg und voran war, und was nicht in den herbstlichen See lief und ertrank. Die weiter zurück waren, kehrten entsetzt und verfolgt um, flohen gegen die anderen, das Gefecht hatte keinen Raum, war schon nicht mehr zu halten, verknäuelt wälzte sich das Herzogsheer, Leopold mit, den gleichen Weg zurück. Der Heerzug war zu Ende und blieb aufgegeben. Der ihn nachmals am anschaulichsten erzählt hat, war damals ein Winterthurer Knabe; nie hat er, als der geschlagene Herzog in die Stadt einritt, das verstörte Gesicht des so furchtbar gedemütigten, vor dem Aufhorchen des ganzen Reiches von groben Landsturmäxten besiegten stolzen Mannes vergessen.

Man setzt viel treue Hingabe jetzt in der Schweiz an die einträchtige, gebildete Festigung des schweizerischen Staatsgedankens. Kluge und feine Durchdenkungen suchen ihn, indem sie ihn richtig und wichtig erfassen, noch zu neuzeitlichen, vertiefenden Überzeugungen zu bringen. Unbeschadet dessen wird doch allzeit das am wichtigsten verbleiben, daß das Schweizervolk fortfährt, in seiner freudigen Weise die Erinnerung dessen zu pflegen, wodurch es recht eigentlich wurde, und woraus es sein Staatsgefühl empfangen hat. So tief kann nichts ein Volk durchdringen und es zur seelischen

Einheit bilden. Das hat ja gerade das heutige Deutschland wieder den Völkern so wunderbar bewiesen. Nicht auf Denkbegriffe, nationale Theorien, wie sie Frankreich hervorbrachte, gründete sich diese hinreißende Vaterlandserhebung; sie wurzelt mit allen herrlichen Willenskräften im deutschen Geiste der Geschichtlichkeit, in der Heiligung der Erinnerungen, in Treue und Innigkeit der herzensdeutschen Lieder und in den alten, großen Heldenbildern.

✤

Um ein Kind

Erzählung von Heinz Welten

Lange stand Rosemarie Büsing auf dem Bahnhof und schaute dem Zuge nach, der kleiner und kleiner wurde und an einer Biegung ihren Blicken entschwand. Sie atmete schwer. Auch das war überstanden. Wie tausend andere Frauen hatte sie ihren Mann hergeben müssen, und Gott allein mochte wissen, ob sie ihn wiedersah. Einen kurzen Augenblick, bevor der Stationsvorsteher das Zeichen zur Abfahrt gab, war ihr gewesen, als ob alles um sie versänke. Gelbe und rote Sonnen flammten vor ihren Augen, und in den Ohren empfand sie ein Sausen, als ob eine Welle sich über ihr schlösse. Unwillkürlich hatte sie nach der Tür des Abteils gegriffen, um sich zu halten; doch im selben Augenblick hatte sie die Schwäche überwunden, so daß ihr Mann, der, am Fenster stehend, gerade einen Vorgesetzten grüßte, nichts bemerkte.

Die Qual war überstanden; langsam schritt sie die Bahnhoftreppe hinunter. Die Füße waren ihr schwer, als ob Bleigewichte an ihnen hingen. Erst auf der Straße wurde sie ihrer Glieder wieder Herr. Jetzt nur schnell nach Haus! Viel zu lange schon hatte sie ihr Kind allein gelassen. Wenn es mit dem Jungen schlimmer geworden war! Der Doktor hatte am Morgen so ein ernstes Gesicht gemacht. Heiße Angst stieg plötzlich in ihr auf. Sie rief eine vorüberfahrende Droschke und gab ihre Wohnung an.

Im Fahren wurde sie etwas ruhiger. Tief aufatmend lehnte sie sich in die Kissen zurück. Nach der Hast der letzten Tage tat ihr dieses ruhende Sichtragenlassen wohl. Für Minuten brauchte sie sich nicht zu verstellen. Sie schob den Schleier zurück; der kühle Luftzug strich erfrischend über ihr Gesicht.

Ihre Gedanken kehrten zu ihrem Mann zurück. Jetzt mußte der Zug schon die Vorstädte durchquert haben; in sechs Stunden hatte er die Garnison erreicht, der ihr Mann vorläufig zugeteilt war. Zwei Monate würde die Ausbildung dauern, und dann mußte er ins Feld. Ihr Mann, ihr schöner, großer Mann, der immer wie ein Offizier in Zivil aussah, obgleich er seiner Kurzsichtigkeit wegen nur ein paar Monate gedient hatte, er fuhr jetzt hinaus, um in irgendeiner kleinen, fremden Stadt exerzieren zu lernen. Sie versuchte, sich sein Bild im Waffenrock vorzustellen, aber es gelang ihr nicht. Ihr stolzer, starker Mann! Wie sicher hatte sie an seiner breiten Brust geruht, wie geborgen hatte sie sich gefühlt. Sie dachte an seine heiße, stille Zärtlichkeit und schloß die Augen. Das alles war nun für lange Zeit vorbei, vielleicht für immer. Der Einfall gab ihr einen Stich ins Herz. Aber sie nahm sich zusammen. Sie durfte nicht schwach werden, sie brauchte ihre Kräfte. Gewaltsam zwang sie ihre Gedanken in eine andere Richtung. Sie dachte zurück an jene selige Zeit, von der sie gemeint hatte, sie könne gar niemals vergehen.

Eine rechte Liebesheirat war es gewesen, als sie mit siebzehn Jahren von Dr. Büsing den Ring genommen. Damals war er noch Hilfslehrer am Lyzeum, und fast zwei Jahre lang mußten sie warten. Ihr Vater war Kassierer der Landesbank. Vermögen hatte er nicht, und die geringen Ersparnisse, die er gemacht, waren durch die Krankheit der Mutter aufgebraucht. Ein Jahr nach dem Tode der Mutter hatten sie geheiratet, und abermals ein Jahr später war der Junge gekommen. Unsagbar glücklich waren sie über das Kind gewesen. Der Arzt aber hatte in jenen Freu=

dentagen sehr besorgt von äußerster Schonung und sorgfältigster Pflege gesprochen. Beide, Mutter wie Kind, hätten sie nötig. Die junge Frau sei sehr zart, und besonders die Schwäche ihres Herzens sei nicht unbedenklich. Vom Nebenzimmer aus hatte sie damals alles gehört. Der alte, etwas taube Hausarzt sprach nach Art der Schwerhörigen sehr laut. Sie selbst hatte die Mitteilung vollständig ruhig aufgenommen. Mit ihrer Mutter war es ebenso gewesen; und wie sie das einzige Kind ihrer Eltern geblieben, würde auch ihr Junge das einzige bleiben.

Der Vater stand betroffen bei der Eröffnung des Arztes. Der Zustand seiner Frau würde sich heben, dafür wollte er sorgen; aber ein einziges Kind war ein Sorgenkind. Wie schwächlich der kleine Kerl da im Korbe aussah, und wie kläglich er wimmerte.

Das Kind gedieh entgegen allen Befürchtungen, es nahm zu und entwickelte sich zu einem munteren kleinen Burschen, der den Eltern viele Freude machte. Jede freie Stunde, die dem Lehrer sein Beruf ließ, verbrachte er mit seinem Jungen. Rosemarie sah ihnen zu, aber sie bemühte sich, ihre Gedanken zu verbergen. Wenn ihr Mann gewußt hätte, wie es in Wahrheit um die Gesundheit des Kindes stand! Als sie während seines ersten Lebensjahres mit dem Kinde allein schlief, saß sie manche Nacht an seinem Bettchen wach, fälschte in der Gewichtstabelle die Zahlen, damit ihr Mann beim allwöchentlichen Wiegen des Kindes jedesmal eine Zunahme verzeichnen konnte, wurde mit der Zeit immer erfinderischer, um ihn über den Gesundheitszustand seines Jungen zu täuschen. Sie ließ das Kind tagsüber im Bettchen, damit es schlafen konnte, und nahm es erst am Nachmittage

heraus, wenn der Vater kam. Oft genug freilich mußte sie es aber auch dann liegen lassen. Dann erzählte sie, daß der Junge am Tage so viel herumgetollt habe und nun müde sei. Da setzte sich ihr Mann zu dem Kinde ans Bett, zeigte ihm Bilder oder gab ihm die Uhr in die kleinen, ungeschickten Kinderfinger.

In den beiden letzten Wochen, seit der Erkrankung des nun dreijährigen Kindes an Darmkatarrh, war es für die junge Frau immer schwerer geworden, die Täuschung aufrecht zu halten. Rosemarie mußte die Heilmittel verstecken, und nur zu bestimmten Stunden, die täglich neu vereinbart wurden, durfte der Arzt ins Haus. Fast übermenschlich schwer waren diese Tage gewesen, und vielleicht wäre trotz aller Vorsicht dem Vater der wahre Sachverhalt auf die Dauer nicht verborgen geblieben. Da brach der Krieg aus, der alles Denken in seinen eisernen Bann schlug. Der Lehrer hatte bald den Gestellungsbefehl erhalten. Damit begann eine Zeit voll Hast und Unruhe. Die Tage bis zur Abreise waren mit Besorgungen, Meldungen und notwendigen Vorbereitungen angefüllt, so daß dem Oberlehrer zum erstenmal nicht Zeit blieb, um nach dem Kinde zu sehen. Todmüde und abgehetzt kam er am Abend nach Haus, und Rosemarie mußte ihn selbst daran erinnern, daß er nach dem Jungen noch gar nicht gefragt hatte. Dann schlichen beide leise ins Kinderzimmer und standen ein Weilchen still vor dem kleinen Bett, darin der Kleine sich in unruhigem Schlummer hin und her warf. So war diese Zeit vergangen, ohne daß sie einen Augenblick zum Nachdenken gekommen war.

Der Wagen hielt und Rosemarie fuhr erschreckt in die Höhe. Schnell lohnte sie den Kutscher ab und eilte die Treppe hinauf. Ihr Vater erwartete sie an

der Wohnungstür. Mit einer beschwichtigenden Handbewegung hielt er sie zurück: „Leise! Er ist gerade eingeschlafen. Hat seine Medizin genommen, und ich glaube, er wird etwas ruhiger."

Der alte Herr half ihr beim Ablegen des Mantels und öffnete die Tür zum Speisezimmer. In zärtlicher Bewunderung blickte er zu der schönen Tochter empor. Unbewußt brachte er ihr eine fast ehrerbietige Einschätzung entgegen, die sie indessen nie zu ihren Gunsten ausnützte. Wenigstens nicht unmittelbar. Denn gerade in ihrer Unterordnung unter seine Wünsche lag ihre Stärke; so fühlte er sich ihr nur um so tiefer verpflichtet und dankte ihr mit seiner anbetenden Liebe.

Rosemarie schlich leise ins Kinderzimmer und beobachtete lang und aufmerksam das schlafende Kind. Büsing hatte vor seiner Abreise seiner Frau eine kleine photographische Kamera gekauft. Jede Woche sollte sie ihm ein Bild des Kindes schicken und an jedem zweiten Tage einen ausführlichen Brief. So hatte sie es ihm bestimmt versprechen müssen.

Als Rosemarie mit dem warm in Decken gehüllten Kind auf dem Arm wieder ins Zimmer trat, fand sie ihren Vater mit dem Apparat beschäftigt.

„Eben wacht er auf, Vater. Schau her, sieht er nicht schon bedeutend besser aus als heute früh?"

Das Kind griff nach der Mutter Hand und legte, halb noch im Schlaf, das Köpfchen an ihre Schulter.

„Mutti! Hansi Durst, viel Durst," flüsterten die rosigen Lippen.

„Gleich sollst du etwas haben, mein Goldbub."

Sie wollte dem Vater das Kind auf den Schoß setzen, um in die Küche zu eilen; doch der alte Estorff hatte schon geklingelt.

„Laß nur, die Martha bringt ihm gleich seinen Tee. So — am Fenster bleib mit ihm stehen! Das gibt ein gutes Bild." Er stellte den Apparat schnell ein, und machte die Aufnahme.

Dann drehte er die Filmspule und knipste nochmals. „Ich glaube, sie sind gut geworden," sagte er befriedigt. „Hansi hat sich nicht ein bißchen bewegt."

Abends kam der Arzt. Er war mit dem Befinden des Kindes zufrieden. „Ich denke, das Schlimmste ist überstanden, aber auf Rückfälle muß man sich gefaßt machen. Das Herz ist sehr schwach."

Rosemarie erbleichte und sah zu Boden. Hier war der Punkt, wo ihr sonst so gut geschultes Gehirn versagte. Als Mutter des Knaben fühlte sie sich für dieses schwache Herz verantwortlich: sie „trug Schuld" daran. Ebenso wie an ihrer eigenen schwachen Konstitution, die sie sich vorwarf, wie etwas Selbstverschuldetes, wofür sie die Verzeihung ihres Mannes nötig hätte. Nie war es ihm gelungen, diesen Denkfehler bei ihr zu beseitigen. Ihr Gefühl war erregt und bot jeder Logik Trotz.

Als der Arzt fort war, begann sie den ersten Brief an ihren Gatten. Er hatte ihr selbst eine Art Schema aufgestellt, in das sie alles einzeichnen konnte, was das Kind betraf. So würde er Stunde für Stunde das Leben seines Kindes mitleben und war gewiß, daß sie nichts vergaß.

Eben war sie mit ihrer Arbeit fertig geworden, als ihr Vater, der im Nachbarhause wohnte, herüber kam. Mit Stolz zeigte er ihr die noch nassen Negative. „Da, sieh: alle fünf Stück prachtvoll gelungen. So hast du im Notfall gleich für fünf Wochen Bilder

und brauchst dich nicht zu grämen, wenn die nächsten weniger gut ausfallen."

Sie nickte ihrem Vater beistimmend zu; dachte aber gleich darauf, daß der Vorschlag, wenn sie ihn ausführe, eine Unehrlichkeit gegen ihren Mann enthalte.

In der darauf folgenden Nacht starb das Kind ...

Der Landsturmmann Wolfgang Büsing hockte in seinem Unterstand auf dem lehmigen Boden und betrachtete aufmerksam fünf kleine zerknitterte und beschmutzte Photographien, die er vor sich ausgebreitet hatte. Es war schon lange her, seit er die Bilder erhalten, und die Erinnerung, die sie ihm weckten, lag weit zurück. Kaum wußte er heute noch, daß er einmal Lehrer gewesen war und mit den Schülern einer Obertertia den Pythagoreischen Lehrsatz gepaukt hatte. Es schien ihm unwahrscheinlich, daß in seinem Schreibtisch daheim eine angefangene Arbeit über den Fermatischen Satz lag, und daß ihm die Invarianten- und Undulationstheorie, elliptische Funktionen und Integralrechnungen einmal ungemein wichtige Dinge gewesen waren. Schießdienst, Feuerstellung, Visier, Deckungen, endlose Tage im Schützengraben und aufregende Patrouillengänge, dann alle zwei Tage das Quartier hinter der Linie, das ebenso oft gut wie schlecht ausfiel, das manchmal unzureichende Essen und eine mühsam erhaschte Handvoll Schlaf — das waren die Begriffe, die sein Leben jetzt restlos erfüllten. Er stopfte sich die kurze Pfeife und steckte sie mit dem Luntenfeuerzeug in Brand.

Wenn ihm einer das vor einem halben Jahre gesagt hätte! Noch jetzt mußte er lachen, wenn er daran dachte, was für unnütze Sorgen er sich in den ersten Wochen gemacht, was für belanglose Dinge ihn da noch gequält hatten. Der Dienst war ihm von Anfang

an leicht geworden, denn sein Körper war durch sportmäßige, lange Fußwanderungen gestählt. Er faßte leicht auf, erwärmte sich bald für das ihm Fremde am militärischen Leben, und die hohe Begeisterung, von der sie alle getragen wurden, überbrückte rasch alle Unterschiede der Bildung und der Herkunft.

Im Anfang hatte sich das Schulmeisterblut manchmal in ihm geregt, aber er hatte es unterdrückt. Hier war eine andere Welt, galten andere Werte; das war ihm schnell genug klar geworden. Schwer war ihm nur das eine eingegangen, daß er, der zu befehlen gewohnt war, wieder lernen sollte zu gehorchen, daß er den Mund halten mußte, wenn er nicht gefragt war. Er durfte sich nicht ohne Erlaubnis rühren, wurde fortgesetzt beobachtet und bevormundet, und doch waren alle seine unmittelbaren Vorgesetzten viel jünger als er. Darin lag etwas Demütigendes, eine unausgesprochene, aber schwer zu ertragende Kränkung, und seine Weltanschauung, die auf der Unterordnung der Jüngeren unter die Älteren ruhte, lehnte sich anfangs manchmal dagegen auf.

Das aber war auch das einzige gewesen, was ihm ernstlich zu schaffen gemacht hatte. Nur die verletzte Eitelkeit hatte sich mitunter geregt. Es war ihm peinlich, daß er so ganz auf der untersten Stufe der militärischen Rangleiter stand, während mehrere seiner Kollegen als Offiziere ins Feld zogen. Deshalb war er auch nicht, wie die Kameraden, vor dem Ausrücken noch einmal auf Urlaub nach Haus gefahren, sondern hatte es vorgezogen, seine Frau zu sich in die Garnison kommen zu lassen. Zwar war sie allein gekommen, da das Kind sich tags zuvor erkältet hatte, wie sie erzählte. Aber schön waren diese beiden Tage doch gewesen,

obgleich er sich gerade auf den Buben gefreut hatte. Doch die Mutter wußte ihm so viel von dem Kinde zu erzählen, von seinen kleinen Streichen und klugen Antworten, daß er ihn leibhaftig vor sich sah.

Seine Rosemarie aber! Die war ernst, sehr ernst geworden. Sie hatte das Lachen ganz verlernt, und ihr Gesicht war so blaß und so schmal. Die Sehnsucht hatte wohl so stark an ihr gezehrt, die sie naturgemäß stärker empfand als er. Auf ihn stürmten ständig neue Eindrücke ein, während sie mit dem Kinde allein war. Oft wunderte er sich selbst, wie leicht ihm die Trennung gefallen. Fast vier Monate war er nun schon von Hause fort! Allein die ausführlichen Briefe, die er erhielt, ersetzten ihm viel, und nie blieben sie aus. Schade nur, daß der Junge den photographischen Apparat zerbrochen hatte, und seine Frau ihn nicht reparieren ließ. Ein neues Bild von dem Kinde hätte er gern wieder einmal gehabt. Aber er wollte nicht drängen, nicht zuviel bitten. Die zahlreichen Pakete, die er erhielt, kosteten viel Geld; da mußte Rosemarie wohl mit anderen Ausgaben genau sein.

Er blickte auf seine Armbanduhr, dann packte er die Bilder wieder ein. Jetzt mußten die beiden Kameraden vom Essenempfang bald zurück sein, und dann wurde es für ihn Zeit, sich für die Patrouille zurecht zu machen. Allabendlich ging er diese Patrouille, zu der er sich freiwillig gemeldet hatte, da sie die eintönige Abwechslungslosigkeit des Stellungskrieges unterbrach. Schon leiteten die leichten Flachbahngeschütze das Abendkonzert ein. Die kaum tausend Meter entfernten feindlichen Gräben sollten sturmreif geschossen werden. Das Feuer dauerte freilich nie lange, und bald trat dann immer tiefe Stille ein, nur unterbrochen durch vereinzelte

Schüsse der Posten. Selten bot sich am Tage dem Gewehr ein Ziel. Der Gegner hatte sich zu gut eingegraben. Das Wort führte die Artillerie, die ihren Eisenhagel auf die feindliche Stellung schleuderte. Die Infanterie begnügte sich indessen mit Schleichpatrouillen zur Aufklärung der feindlichen Feuerstellung, die beständig wechselte. Bei dem bedeckten Himmel und den tiefhängenden Schneewolken waren die Flieger nicht zu Aufklärungszwecken zu verwenden.

Vorsichtig schlich sich Büsing durch den Wald an den Abhang heran. Schon oft hatte er von seinen Streifen gute Meldungen gebracht; er würde nicht lange auf Beförderung zu warten haben. — Da traf ein leiser Wehlaut sein Ohr. Er lauschte gespannt. Von rechts kam es aus den Drahtverhauen, hinter denen die feindlichen Gräben begannen. Schwach und kaum vernehmbar zitterte der Ton durch die Nacht. Büsing entsicherte sein Gewehr und schob sich durch das Gebüsch behutsam vorwärts. Er wußte, daß tags zuvor drei Mann versucht hatten, mit Handgranaten bis zu den feindlichen Gräben zu kommen. Bis an die Drahtverhaue waren sie in der Morgendämmerung vorgedrungen, dann aber aus einer gedeckten Stellung beschossen worden. Nur einer war schwerverwundet zurückgekehrt. Vergeblich hatten Mannschaften aus den vordersten Gräben den Versuch gemacht, die Kameraden, die in den Drahtverhauen hingen, zu retten. Ein Hagel von Geschossen vereitelte jede Wiederholung. Als die Schreie der Unglücklichen verstummten, verbot der Hauptmann seinen Leuten, der Leichen wegen das Leben aufs Spiel zu setzen.

Auf der Erde liegend, horchte Büsing gespannt. Es unterlag keinem Zweifel, daß das Stöhnen aus der

Richtung des Drahtverhaus kam. Lebten die gefallenen Kameraden noch? Dann mußte er hin. Eine günstigere Gelegenheit konnte sich nicht bieten. Die Artillerie schwieg, und die Mannschaften waren um diese Zeit mit dem Essen beschäftigt, ein Angriff war kaum zu befürchten, nur vor den Wachen mußte er auf seiner Hut sein. Die beiden im Drahtverhaue unter dem Feuer Gebliebenen hielt man drüben beim Feinde sicher für tot. — Der Himmel war dicht mit Wolken bedeckt, der Wind heulte in den Baumgipfeln und ein eiskalter Regen schlug dem Lauschenden ins Gesicht. Büsing wußte, wie diese Art Wetter auf die Aufmerksamkeit der französischen Wachen wirkte.

Als er das Hindernis erreichte, wurde ihm eine harte Enttäuschung. Nur einer der beiden Kameraden lebte noch. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er den sich über ihn Beugenden an. Der andere lag mit einem Kopfschuß tot daneben.

Vorsichtig machte Büsing den im Drahtgewirr Hängenden frei. Es ging nur schwer. Jegliches Geräusch mußte vermieden, der Verwundete nach Möglichkeit geschont werden. Endlich gelang es. Aber im letzten Augenblick noch stieß der Fuß des Retters gegen einen verborgenen Kontakt. Eine Glocke schrillte, und fast gleichzeitig pfiffen die Kugeln um ihn herum. Instinktiv wollte er sich niederwerfen, aber im gleichen Augenblick fiel ihm ein, daß das falsch war.

Er packte den Verwundeten und lief davon, so rasch es ihm seine Last gestattete. Von den Kameraden wurde er mit Jubel empfangen.

„Sie können von Glück sagen," gratulierte ihm der Leutnant, „daß wir das Stöhnen auch von uns aus gehört haben; sonst hätten wir denen da drüben

geantwortet und Sie wären zwischen zwei Feuer gekommen." Kräftig schüttelte er ihm die Hand.

Der Hauptmann hatte ebenfalls seinen Unterstand verlassen, um zu sehen, was vorging. Er empfing Büsing mit einem Tadel, weil er die Patrouille nicht durchgeführt hatte. Aber der Ausdruck seines Gesichts stand mit seinen Worten in Widerspruch. „Übrigens," schloß er, „werde ich Sie zum Eisernen Kreuz vorschlagen. Das war ein Heldenstück!"

Dann schaffte man den Verwundeten fort. Als die Krankenträger die Bahre aufheben wollten, faßte einer von ihnen Büsing am Arm. „Es wäre gut, wenn du gleich mitkämest. Du blutest ja. Ist zwar wohl nur ein Streifschuß, aber ein Verband kann dir doch nichts schaden." Büsing sah ihn an und nickte mechanisch. Ein seltsames Staunen war über ihn gekommen. Willenlos folgte er den Männern, die den Verwundeten forttrugen. . . .

Rosemarie saß am Fenster und las den Feldpostbrief, den der Briefträger eben gebracht hatte. Aber nur mit den Lippen formte sie die Worte nach, ohne ihren Sinn zu begreifen. Denn ihre Gedanken waren draußen, wo ihr Kind nun schon sechs Monate lang in kalter Erde schlief. Das Kind war ihr einziger Gedanke. Sie ging so vollständig in ihm auf, daß ihr die Trugberichte, die sie jeden zweiten Tag ihrem Gatten schickte, zur Wahrheit wurden. Ihr war, als spiele das Kind wirklich im Nebenzimmer, und ihr Ohr meinte deutlich die klare Stimme, das frohe Lachen zu vernehmen. Noch hingen alle seine Kleider im Schrank, und sein Bettchen stand neben dem ihren im Schlafzimmer. Sie konnte sich nicht von den Sachen trennen. Immer wieder holte sie einzelnes vor, legte die kleinen Wäsche-

stücke zurecht oder ordnete die Spielsachen auf dem Regal. Fast den ganzen Tag über blieb sie in Bewegung und ging ruhelos von einem Zimmer ins andere. Nur wenn sie auf dem Friedhof war, fand sie Frieden. Da konnte sie stundenlang stehen vor dem kleinen Grab zu ihren Füßen. Und wenn sie dann vom Kirchhof heimkehrte, war sie ruhig und gefaßt, dann war es ihr sogar möglich, etwas von den Speisen zu essen, die die alte Marthe fürsorglich bereitstellte. Sonst rührte sie tagsüber selten etwas an.

Ihr Vater war in dieser Zeit um Jahre gealtert. Er mühte sich um seine Tochter und ließ kein Mittel unversucht, sie zu zerstreuen. Ohne Erfolg. Es war, als schlösse sie sich immer fester gegen die Außenwelt ab.

Als die alte Marthe gegen Abend von einem Ausgang zurückkehrte, suchte sie die Herrin vergeblich in der großen, öden Wohnung. Sie rief nach ihr, erhielt aber keine Antwort. Es wurde ihr ängstlich zumute. Sie lief noch einmal in das Kinderzimmer, und dort gewahrte sie bei dem unsicheren Licht, das von draußen hereinfiel, die junge Frau. In einer Ecke zusammengekauert saß sie und rieb an einem Stiefelchen des Kindes herum, während ihre Lippen verworrene, undeutliche Laute ausstießen. Die alte Magd fühlte, wie ihr das Grauen den Rücken hinunterlief. Jetzt erst erkannte die junge Frau die Dienerin und stand auf. Sie ließ sich von der Alten willenlos fortziehen.

Zeitiger als sonst kam am nächsten Morgen der alte Estorff, um nach der Tochter zu sehen. Schweigend saß er ihr gegenüber und überlegte, wie er das, was er sich ausgedacht hatte, ihr am besten beibringen könnte. Er konnte nicht im Zweifel darüber bleiben,

daß sie zusammenbrach, wenn sie immer aufs neue in der alten Wunde wühlte, die des Kindes Tod ihr geschlagen. Dem Auge des Vaters konnte der verzweifelte Ausdruck im Gesicht der jungen Frau nicht entgehen, wenn sie die Briefe laß, worin ihr Mann täglich von dem Kinde schrieb. Das war mehr, als ein Mensch ertragen konnte. Der alte Estorff machte sich bittere Vorwürfe. Hätte er nur gleich nach dem Tode des Kindes dem Schwiegersohn die Trauerbotschaft geschrieben! Dann wäre es nie so weit gekommen. Aber Rosemarie hatte es nicht erlaubt. So lange als möglich müsse es ihrem Manne verheimlicht werden. Ihr Mann, der dort draußen unter Mühen, Entbehrungen und Gefahr für das Vaterland sein Leben einsetzte, sollte die Last dieses Schmerzes nicht auch noch zu tragen haben. Sie wollte ihn behüten, aber sie hatte sich zuviel zugemutet.

Der alte Herr war gewohnt, den Dingen klar ins Auge zu sehen, und gab sich über den Seelenzustand der Tochter keiner Täuschung hin. Ein Heilmittel mußte gefunden werden, ehe es zu spät war. Rosemarie mußte diesem Gedankenkreis entrissen werden, der ihr Verderben zu werden drohte.

Von Flüchtlingskindern hatte er gelesen, deren Vater im Felde stand, und denen der Krieg in grausamer Unbegreiflichkeit auch die Mutter geraubt. Mehrere solcher Kinder befanden sich in der Stadt; sie waren in Asylen und Kinderheimen untergebracht, oder bei sicheren Leuten in Pflege gegeben. Wenn er seiner Rosemarie ein solches Kind brächte.

Er nahm ihr den Feldpostbrief aus der Hand und las ihn zerstreut durch, während seine Gedanken noch den alten Gegenstand verfolgten. Doch schon nach den

ersten Worten wurde seine Aufmerksamkeit gefesselt. Welch eine Überraschung und Freude! Und sie sagte ihm gar nichts! Hatte sie es denn nicht gelesen, daß ihr Mann das Eiserne Kreuz bekommen? Er reichte ihr den Brief herüber. In ihren Augen leuchtete es flüchtig auf: „Wirklich? Zeig her, Vater!" Sie griff nach dem Brief und überflog hastig die mit Bleistift geschriebenen Zeilen. Erst jetzt folgten ihre Gedanken dem Sinn der Worte, und erst jetzt las sie auch das andere: daß er verwundet war. Sie erschrak, und ihrer zitternden Hand entglitt der Brief. Estorff bückte sich danach und suchte die Erregte zu beruhigen. Es sei nur eine unbedeutende Verwundung, die bald heilen würde.

Aber sie schüttelte zu allem nur den Kopf: „Er ist verwundet; er kommt nach Haus und das Kind ist nicht mehr da. Was fange ich an!" Sie legte das Gesicht auf die Hände und weinte fassungslos; ihr zarter Körper wurde von Schluchzen geschüttelt. Vergebens bot der Vater seine Beredsamkeit auf, sie hörte ihn nicht. Sie dachte den einzigen Gedanken: wie sollte sie ihm gegenübertreten, wie es ihm sagen?

Das war es, was sie all die Wochen gequält hatte, was sich jetzt in drohender Nähe vor ihr erhob. Worauf sie sich bei ihrem Abschied gefreut hatte und was sie jetzt fürchtete in der zitternden Angst ihres verstörten Gemüts. Unmittelbar stand es jetzt bevor.

Der alte Estorff erhob sich. Er sah ein, daß er hier nicht helfen konnte mit seiner väterlichen Zärtlichkeit und seinem Zuspruch. Sie mußte sich ausweinen, und das fremde Kind sollte das übrige tun.

Am nächsten Morgen brachte er es ins Haus. Es war ein etwa dreijähriger Knabe. Ängstlich hielt er die Hand des alten Mannes und blickte scheu zu der ernsten

schwarz gekleideten Frau auf. Flüchtlinge aus der Gegend von Ortelsburg hatten das Kind in einem verlassenen Gehöft gefunden und bei ihrer Ankunft in der Stadt einem Asyl übergeben.

In Rosemaries Brust standen die Gefühle gegeneinander auf. Sie war ruhiger geworden und hatte sogar den Brief ihres Mannes noch einmal gelesen. Bei klarer Überlegung sagte sie sich, daß von einer Rückkehr wegen einer leichten Verwundung gar keine Rede sein konnte, und das gab ihr einen Teil ihres verlorenen Gleichgewichts zurück. Sie schrieb ihm ihre Freude über seine Auszeichnung und fügte die Worte hinzu: „Hansi steht neben mir und schaut mir beim Schreiben zu. Auch er gratuliert seinem tapferen Vater. Ich habe ihm aus schwarzer Pappe ein kleines Kreuz geschnitten. Das trägt er jetzt voll Stolz und erzählt allen Leuten, daß es gerade so eins wäre wie das von seinem Papa ...“

In Wahrheit aber hatte sie das schwarze Kreuz mit hinausgenommen auf den Friedhof und es unter dem Schnee auf dem kleinen Hügel versteckt. Dann hatte sie sich ausgeweint und war am Abend mitteilsam und fast heiter gewesen. Das Verhängnis war noch einmal an ihr vorübergegangen.

Noch immer stand sie regungslos und schaute auf das fremde Kind. Ihr natürliches Muttergefühl zog sie zu der kleinen Waise, doch ein anderes, nicht minder starkes hielt sie zurück. Wieder kamen die unseligen Zweifel. Durfte sie ihr eigenes Kind aus dem Herzen verdrängen, um einem fremden Platz zu machen?

Allein aus dem Zwiespalt dieser Empfindungen keimte allmählich ein Gedanke; er gewann Form und stieg klar vor ihrem inneren Auge auf. Sie sah das Bild ihres heimkehrenden Gatten, wie er vor das leere

Kinderbettchen trat. Wenn dieses Furchtbare vermieden werden könnte ...? An diesen Gedanken klammerte sich ihre darniederliegende Hoffnung. Unbewußt, auf dem Grunde ihrer Seele schlummernd, begann er leise seine Macht zu entfalten, ergriff von ihrem Wesen Besitz, und ihr war, als verfolge sie wie ein unbeteiligt fernstehender Zuschauer sein geheimnisvolles Walten. Sie wußte, daß dieser fremde, selbstherrschende Gedanke sich aus den Worten ihres Vaters verdichtet hatte und nun, durch ihre Augen schauend, das Kind betrachtete, das noch immer ängstlich zu ihr aufschaute. Ein zweites Wesen war in ihr entstanden, und es redete, handelte und urteilte fortan für sie.

Ja, man konnte den Versuch wagen! Augen und Haarfarbe stimmen fast mit denen des anderen Kindes überein, und so groß wäre er jetzt sicherlich auch. Der Vater würde den Unterschied kaum merken. Ein halbes Jahr schon war er fort und würde vielleicht noch lange fort bleiben. Da konnte er nicht erwarten, daß das Kind dem Bilde glich, das er in der Erinnerung trug. „Du mußt dem Kinde Bilder von Wolfgang zeigen und es dazu bringen, in ihm den Vater zu sehen.“ So sprach die Stimme in ihrem Innern und sie folgte willenlos. — Ja, so wollte sie es machen; schwer konnte das bei einem dreijährigen Kinde nicht sein. Und vielleicht wußte es nicht einmal mehr, wie sein Vater aussah. Ihrer Freunde und Nachbarn war sie sicher; die würden sie nicht verraten, hatten in all der traurigen Zeit ihr redlich zur Seite gestanden und wußten, daß sie dem Manne den Tod seines Sohnes verheimlichte. So konnte sie die Täuschung einige Monate durchhalten, bis das fremde Kind fest genug in dem Herzen ihres Mannes saß, daß er die Wahrheit erfahren konnte.

Nach zwei Tagen hatte das Kind sich völlig in die neuen Verhältnisse gefunden, und schon nach einer Woche konnte der alte Esdorff mit Freude erkennen, daß seine Tochter wieder etwas auflebte. Den ganzen Tag über spielte sie mit dem Knaben, und sie gab ihm den Namen ihres toten Kindes. Jetzt brauchte sie keine Berichte mehr zu ersinnen, sondern konnte ihrem Mann schreiben, was sich wirklich ereignete, was „Hansi" sagte und tat. Täglich zeigte sie dem Jungen das Bild ihres Mannes und hieß ihn abends für den Vater im Felde beten.

Wohl fuhr sie auch jetzt noch oft hinaus zum Friedhof, doch diese Besuche erregten sie nicht mehr wie früher, und sie beeilte sich mit der Rückkehr. Sie wußte, daß zu Haus ein kleiner Junge ihr entgegenlaufen und die Arme um sie schlingen würde. Nur ein Bild des Kindes wagte sie ihrem Manne noch nicht zu schicken; und die Ausrede mit dem zerbrochenen Apparat mußte noch weiter herhalten.

Zwei Monate später erhielt sie aus einem Etappenlazarett die Nachricht, daß der Feldwebel und Offiziersdiensttuer Wolfgang Büsing schwer verwundet dort läge, daß keine Aussicht bestünde, ihn wieder felddienstfähig zu machen, und daß er sobald als möglich in die Heimat entlassen werden würde.

Zwei Tage später zeigten ihr Soldaten den Weg zum Lazarett. Ein Heilgehilfe führt sie zum Chefarzt. Wie ein Traum erscheint ihr alles, wie ein furchtbarer Traum, der sie nicht losläßt. Noch immer weiß sie nicht, was ihrem Mann fehlt. Ob er lebt, ob er tot ist . . .

Sie sitzt im Sprechzimmer und starrt wie festgebannt auf den Mund des Arztes, der ihr das Entsetzliche eröffnet: Blind! Blind! Sie hört das Wort, es

schlägt wie von weit her in ihr Ohr, bohrt sich in ihr Hirn; aber zu fassen vermag sie es nicht.

Und während sie noch auf den Arzt blickt, unfähig eines Gedankens, neigen sich die Wände zu ihr nieder, schwankt die Gestalt des Mannes, der vor ihr steht, hin und her, vor ihren Augen steigen rote Sonnen auf, die Decke des Zimmers senkt sich auf sie herab ... Als sie wieder zu sich kommt, sitzt eine junge Schwester am Fußende des Sofas, auf das man sie gebettet hat. Verwundert schaut sie sich in dem fremden, schmucklosen Raume um. Wie ist sie hierher gekommen? — Allmählich kehrt ihr die Erinnerung zurück, Bild an Bild. Und sie erinnert sich, was der alte Herr im weißen Kittel zu ihr sagte, ehe sie vom Schmerz überwältigt zusammenbrach. Ihr Mann hatte einen Blindgänger aufgehoben, um ihn in einen nahen Tümpel zu werfen. Nach wenig Schritten trifft ihn eine Kugel. Die Granate entfällt seiner zitternden Hand. Aus dem breiten Erdtrichter, den das nun explodierende Geschoß gerissen, gräbt man ihn aus. Seltsamerweise hatte er nur geringfügige Verletzungen davongetragen und auch die Schußwunde war nicht schwer. Nur ...

Mit einem jähen Aufschrei fuhr sie empor und ihre Hand krampfte sich in den Arm der Schwester. Blind! Erschaudernd barg sie den Kopf in ihren Händen.

Sanft drückte sie die Schwester in die Kissen zurück. „Sie müssen ganz ruhig sein, ganz ruhig und gefaßt. Sie sollen ja jetzt Kraft für zwei haben; denn Ihr Mann wird Ihre Kräfte brauchen. Der Fall liegt auch durchaus nicht hoffnungslos. Die Augen sind nicht zerstört, der Sehnerv ist nur gelähmt. Wenigstens hält es der Chefarzt für sehr wahrscheinlich. Solche Fälle verlaufen fast immer günstig, aber sie dauern lange.

Darum müssen Sie die Ruhe behalten. Ihr Mann darf auf keinen Fall glauben, daß Sie fassungslos sind. Seelische Niedergeschlagenheit ist für ihn jetzt das Schlimmste und erschwert sicher die Heilung."

Die Schwester sprach noch eine Weile in ruhiger, sachlicher Art auf sie ein, aber Rosemarie hörte von ihren Worten nichts. Mit geschlossenen Augen, die Hände vorm Gesicht, lag sie und lauschte in sich hinein, und abermals sprach das andere Wesen in ihrem Innern, und wieder brachte es ihr Trost. Noch immer hatte ihr vor dem Tage gegraut, an dem ihr Mann das fremde Kind zum erstenmal in seine Arme schließen und in seinem Gesicht die wohlbekannten Züge suchen würde. Das Schicksal hatte sie dieser Sorge überhoben, aber sie wußte nicht, ob sie es dafür segnen oder ihm fluchen sollte. Die Sehnsucht wurde in ihr wach; sie stand auf. „Ich möchte meinen Mann jetzt sehen," sagte sie ruhig.

Die Schwester nickte zustimmend: „Er ist schon vorbereitet und erwartet Sie." —

Seit einer Stunde saß der Feldwebel Wolfgang Büsing wartend in dem kleinen, verdunkelten Zimmer und richtete das schmale, hagere Gesicht der Türe zu. Er trug keine Bandagen mehr außer der handbreiten schwarzen Binde über den Augen, die den gequälten, zerrissenen Ausdruck seines Gesichts noch schärfer hervortreten ließ. Rosemarie stürzte ihm weinend an die Brust, aber hastig erwehrte er sich der Umarmung und löste beinahe ungeduldig ihre Hand von seinen Schultern. Sie müsse sich beherrschen. Man wisse ja nie, wer noch im Zimmer sei. Aber es sei gut, daß sie zu ihm gekommen, und nun können sie zusammen heimfahren. Rosemarie zwang mit Gewalt die Tränen zurück.

Eine Weile herrschte tiefe Stille. Nur das feine Ticken einer Taschenuhr war vernehmbar. Wie schmal waren seine Hände geworden, wie blutleer. Aber als sie sie in einer Anwandlung heißer Zärtlichkeit an die Lippen drücken wollte, entzog er sie ihr. Er wolle kein Mitleid. Das ertrage er nicht.

Heiser und rauh stieß er die Worte hervor; ihr aber klang es wie verhaltenes Weinen. Dann wurde er ruhiger und begann wieder zu sprechen. Es sei gut, daß sie gekommen sei. So werde ihm die Heimfahrt leichter werden, und sie könne die mitleidige Zudringlichkeit der Menschen von ihm fernhalten. Ja, er habe Unglück gehabt, unverschuldetes Unglück. Aber er werde es zu tragen wissen. Man könne wohl Mathematiker sein, auch ohne zu sehen; freilich nicht mehr im Schuldienst. Aber Not brauchen sie nicht leiden. Sie müßten ihm die volle Pension geben und auch Kriegsunterstützung. Alles andere sei seine Sache. Das mache er mit sich ab, und es ginge keinen etwas an.

Ohne abzubrechen sagte er das alles in gleichförmigem Tonfall wie eine auswendig gelernte Rede herunter. Er hatte in der langen Nacht, die dem Unglückstage folgte, in jener Nacht, die nie wieder enden sollte, gegrübelt und nachgedacht und war völlig mit sich im reinen. Nur wenige Tage hatte die Verzweiflung angehalten; dann machte sie der Erbitterung Platz, daß unter Tausenden gerade ihn dies Los getroffen hatte. Er mußte lernen, sich abzufinden; mußte sich völlig in sich selbst vergraben und sich gar nicht mehr um Menschen kümmern, die in der Sonne lebten. Er war jetzt in einer anderen Welt, ganz für sich allein.

Rosemarie standen die Tränen in den Augen. Kein einziges Wort hatte er für sie gehabt und noch mit keiner

Silbe nach dem Kinde gefragt. Sie hatte kaum noch den Mut zum Sprechen, aber trotzdem fing sie schüchtern wieder an. Der Arzt habe ihr doch gesagt, daß die Augen wieder gesund werden könnten ... da stockte sie schon. Er war ein so ganz anderer Mensch geworden, und sie fürchtet seinen Widerspruch. Er lachte hart auf: Ammenmärchen! Das sagten sie alle, um den Übergang leichter zu machen. Aber für ein Kind solle man ihn nicht halten, er werde sich schon abfinden. Und übrigens morgen früh wollten sie abfahren. Der Arzt habe es gestattet. Sie solle sich beizeiten bereitmachen. Die Schwester werde ihr zur Hand gehen. Kurz und abgehackt wie Kommando fielen die Worte. —

Drei Tage später waren sie zu Haus. Selbstverständlich blieb der Oberlehrer für die Zeit seiner Krankheit vom Schuldienst enthoben. Das Leben nahm wieder seine alte Gestalt an und war doch ganz anders geworden.

Das schwere Geschick drückte Büsing zu Boden; aber er erlaubte keinem, es ihm zu erleichtern. Eifersüchtig war er bedacht, alles selbst zu machen, und mißtrauisch kam er den Besuchern entgegen, die er meistens ablehnte. Er wollte kein Mitleid und fürchtete sich davor. Auch mit den Hausgenossen sprach er nur wenig, um nicht zu verraten, daß er ihrer Hilfe bedürfe. Trotz seiner Erblindung mußte er selbständig, stark und werktätig bleiben. Das fühlte er. Hatte nicht auch Beethoven seine schönste Symphonie geschrieben, als er taub war? Es würde wohl auch einem Mathematiker möglich sein, zu arbeiten, selbst wenn er die Zahlen mit dem Auge nicht mehr sah. Er ließ sich von seiner Frau das halb vollendete Manuskript über den Fermatischen Satz vorlesen und versuchte, daran

weiter zu arbeiten. Aber es gelang ihm nicht. Stets verlor er den Faden und mußte dann die ganze Konstruktion von neuem aufbauen.

Nur das Spielen mit dem Kinde rüttelte ihn für kurze Zeit aus den trüben Gedanken, darin er immer mehr zu versinken drohte. Noch auf der Heimfahrt hatte er mit keinem Wort des Kindes gedacht. Denn auch das Kind lebte ja auf der Sonnenseite, und er hatte in seiner Nacht mit ihm nichts mehr gemein. Doch als er die leichten Kinderschritte auf sich zukommen hörte, und die weichen Arme sich um seinen Hals schlangen, wurde die alte Liebe wieder wach. Nur den Unterschied im Tonfall der Sprache erfaßte das feine Ohr des Blinden sofort. Der Junge habe ja eine ganz andere Stimme bekommen, so gedehnt und singend?

Rosemarie hatte die Frage erwartet und hielt ihre Antwort bereit: Hansi habe in letzter Zeit viel mit Kindern ostpreußischer Flüchtlinge gespielt. Ihr sei es auch schon aufgefallen. Aber Kinder nähmen ja derlei so leicht an ... So log sie mit zitterndem Herzen, und er begnügte sich mit ihrer Antwort.

Manchmal, wenn seine Laune etwas besser war, nannte er das Kind im Scherze seinen kleinen Ostpreußen und ahmte seine etwas breite Mundart nach. Dann biß Rosemarie die Zähne krampfhaft aufeinander und verließ leise das Zimmer. Würde sie die Täuschung noch lange aufrecht erhalten können? Sie litt jetzt fast mehr als in der Zeit, wo sie ihr Kind verlor. Denn so sehr sie es auch geliebt hatte, fühlte sie doch, daß ihr unglücklicher Mann ihr noch weit teurer war.

Und nun mußte sie mit jedem Tage deutlicher erkennen, daß in seinem Herzen für sie kein Raum mehr war. Noch kein freundliches Wort hatte er für sie

gehabt, seit ihrem Zusammentreffen im Lazarett, all seine Verbitterung bekam sie zu fühlen. Nichts war ihm mehr recht zu machen, und mit hellseherischer Deutlichkeit fühlte sie den Haß in ihm aufkeimen, der sie vernichten mußte. Denn durch sie, die Helferin, kam ihm die eigene Hilflosigkeit am stärksten zum Bewußtsein. Sie fühlte, daß er ihr die Sonne neidete, die sie umgab, und die Selbständigkeit, die er verloren; wie ein Kind mußte er sich auf der Straße von ihr führen lassen! Am meisten aber neidete er ihr das Glück, das sie am Kinde genoß, und sie wußte, daß er sich die Ohren zuhielt, wenn sie im Nebenzimmer mit dem Knaben sprach und spielte.

Mehrmals versuchte sie, ihn zum Aufsuchen eines Augenarztes zu bewegen, aber stets wies er ihre Vorschläge heftig zurück. Sein Verstand sagte ihm, daß die „Hoffnungen“, die man ihm machte, nur eitel Dunst waren. Kinder konnte man damit narren, ihm sollten sie damit vom Leibe bleiben. Zwar trug er noch immer die Binde über den Augen, aber er war in seinem Innern überzeugt, daß auch später, wenn die Binde fiel, die Sonne ihm doch nicht wieder scheinen würde.

Drei Wochen war er nun schon zu Haus. Endlos, wie Jahre waren diese Wochen für Rosemarie gewesen. Kein Wort des Dankes, keinen Händedruck hatte ihr Mann für sie gehabt. Das lastete schwerer auf ihr als die mühselige Wartung des Verwundeten, die sie freudig und ohne Klage auf sich genommen.

Sie saß am Fenster und blickte trübsinnig in den Vorgarten hinaus. Schon ging es auf zwölf Uhr, und noch hatte ihr Mann an diesem Tage kein einziges Wort zu ihr gesprochen. Was war aus ihrer glücklichen Ehe geworden! Sie wollte seufzend die in ihrem Schoße

ruhende Handarbeit wieder aufnehmen, als sie ihren Vater in Begleitung eines fremden Herrn den Garten betreten sah. Bald darauf hörte sie das Knarren der Haustür und den Schall von Tritten auf der Treppe. Hastig erhob sie sich, als die Zimmertür aufging. Ihr Vater trat mit dem Fremden ein und stellte ihn als Augenarzt Dr. Bergheimer vor.

Der Blinde machte überrascht einen Schritt rückwärts, und seine Stirn legte sich in Falten. Wer wagte es, gegen seinen Willen einen Arzt zu holen? War er nicht mehr Herr im eignen Hause?

Rosemarie, die eine peinliche Szene kommen sah, verließ mit dem Kinde an der Hand leise das Zimmer. Klopfenden Herzens lauschte sie. Doch wider Erwarten blieb der Arzt fast eine Stunde da, und als sie nach seinem Weggange das Zimmer wieder betrat, trug das Gesicht ihres Mannes einen anderen Ausdruck. Kaum konnte der alte Estorff mit vor Erregung zitternder Stimme seiner Tochter die frohe Botschaft verkünden: nur wenige Wochen noch, und ihr Mann würde wieder sehen können. Ein neuer Abgrund voll Freude und Furcht tat sich vor ihr auf.

Büsing selbst sagte kein Wort; noch hatte der Glaube die Zweifel in ihm nicht besiegt. Er hatte sich bereits in seine Ausnahmestellung so hineingelebt, daß es ihm scheinen wollte, als würde er nur schwer den Weg zu den Menschen zurückfinden. Still und in sich gekehrt saß er am Fenster. Zu viel war in der letzten Zeit auf ihn eingestürmt; er mußte Ruhe haben, um es zu verarbeiten.

Das Kind kam, mit einem Holzpferdchen hinter sich, aus dem Nebenzimmer herein und kauerte sich zu seinen Füßen. Der alte Estorff war gegangen, und Rosemarie

kehrte zu ihrer Näharbeit zurück. Aber ihre Gedanken waren nicht bei der Sache. In wenig Wochen würde ihr Mann wieder sehen, und ihr schmerzliches Geheimnis würde ans Licht kommen. Der Unterschied in der Stimme war seinem Ohr gleich aufgefallen, das Auge würde jeden Zweifel ausschließen.

Ein leises Klopfen an der Tür entriß sie zum zweiten Male ihren Gedanken. Martha meldete den Besuch eines fremden Herrn, der den Herrn Doktor unbedingt sprechen müsse. Mit einer hastigen Bewegung wandte Büsing den Kopf. Er habe genug von fremden Besuchen, und man solle ihn in Ruhe lassen.

Verlegen entschuldigte sich die alte Dienerin: sie habe geglaubt, den Herrn nicht abweisen zu können, es sei wohl etwas Dienstliches, und deshalb habe sie den Herrn Doktor gestört.

Der Oberlehrer biß sich auf die Lippen. Dienstlich! Ja, das war etwas anderes. Er war ja noch immer Beamter und hatte Vorgesetzte: „Ich lasse bitten," sagte er kurz, und wenige Augenblicke später trat der Angemeldete ein. Er stellte sich als Pastor Tierfelder vor, bedauerte, stören zu müssen, aber er sei Mitglied des Waisenrats und wolle sich nach dem kleinen ostpreußischen Flüchtling umsehen, der in Büsings Haus Aufenthalt gefunden habe. Es sei natürlich nur eine Formsache; denn er sehe ja selbst, wie gut es dem Kleinen erginge. Freundlich neigte er sich zu dem Kinde und reichte ihm die Hand.

Büsing hebt verwundert den Kopf; er begreift kein Wort. Nur Rosemarie, die beim Eintritt des Fremden aufgestanden ist, greift unwillkürlich nach dem Stuhl, um sich zu halten. Ein Zittern überläuft ihren Körper, und jeder Blutstropfen weicht aus ihrem

Gesicht. Doch nur einen Augenblick währt diese Schwäche, dann drängt sie mit dem Aufgebot aller Kraft die Schläge ihres wild klopfenden Herzens zurück, nimmt das Kind und setzt es ihrem Mann auf den Schoß. Dann kehrt sie langsam in die Zimmerecke zurück.

Sie sieht ihrem Manne gerade ins Gesicht und beginnt unbekümmert zu erzählen. Die Anwesenheit des Fremden hat sie vergessen. Langsam und sachlich spricht sie und ohne Einleitung, Wort an Wort reiht sie, ohne die Stimme zu erheben, und ohne Pause. Sie handelt wie unter einem Zwang. All ihre Angst vor dieser Stunde ist geschwunden. Etwas hat sich in ihr verhärtet und sie stark gemacht. Mag ihr Mann es nun aufnehmen, wie er will. Er hat für sie ja doch keine Liebe mehr und auch kein Verständnis. Er wird vielleicht nicht einmal verstehen, warum sie es getan, wird sie eine Betrügerin nennen und sie wohl gar schlagen. Mag er es immerhin. Schlimmer, als ihr Leben geworden ist, kann es doch nicht mehr werden. Warum also zittern?

Der Blinde sitzt unbeweglich mit verhaltenem Atem, und seine zitternden Hände halten krampfhaft das Kind, das sich mit ängstlichen Bewegungen zu befreien sucht. Regungslos lauscht der Mann nach der Richtung, aus der die Stimme seiner Frau kommt; auch er hat die Anwesenheit des Fremden vergessen . . .

Rosemarie hat geendet. Es ist still im Zimmer. Dann erhebt sich der Blinde und stellt das Kind vorsichtig auf die Erde, tastet sich taumelnd wie ein Trunkener durch das Dunkel nach der Richtung hin, wo er die Frau vermutet. Sie sieht ihn kommen. Ihr Herz zieht sich zusammen, aber sie weicht ihm nicht. Jetzt steht er vor ihr und hebt die Hände. Wird er sie

schlagen? ... Tastend gleiten seine Finger über sie hin, über Haar und Gesicht, über Schultern und Arme, und dann sinkt er schluchzend vor ihr nieder. Kein Wort fällt. Aber ihr starres Herz löst sich unter seiner wiedergewonnenen Liebe, und ihr Haupt beugt sich zu ihm herab. „Nicht weinen, du!“

Er richtet sich halb aus seiner knienden Stellung auf und bedeckt ihre Hände mit seinen Küssen.



Der Weltkrieg

Sechzehntes Kapitel

Mit 8 Bildern

Von den ersten Kämpfen der Offensive gegen Serbien, die im vorigen Kapitel bereits kurz erwähnt wurden, hat sich inzwischen ein übersichtliches Bild ergeben. Nachdem sich unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls v. Mackensen der Aufmarsch der Armeen Köveß und Gallwitz planmäßig vollzogen hatte, nahm die Armee Köveß den Raum im Save-Donaudreieck, die Armee Gallwitz die Strecke zwischen dem Temes- und dem Karasfluß ein.

Im Beisein des Generalfeldmarschalls v. Mackensen stießen die ersten Freiwilligen bei Palank, östlich von Belgrad, vom ungarischen Donauufer ab. In schneller Fahrt wurde der reißende Strom überwunden, und in gespanntem Schweigen begleiteten die zurückgebliebenen Kameraden die braven Thüringer, die am späten Nachmittag als erste Deutsche serbischen Boden betraten. Der Feind rührte sich nicht; nur zeitweise erscholl ein serbischer Kanonenschuß von der Anathemahöhe aus. Ob demnach unmittelbarer Widerstand nicht zu erwarten war, entschied man sich trotzdem, größere Abteilungen in der Nacht nicht überzusetzen. Die steil vom Ufer aufsteigende Goricahöhe verbarg möglicherweise in ihren Schluchten feindliche Kräfte, deren Vorstoß in der nächtlichen Dunkelheit den gelandeten Abteilungen verhängnisvoll werden konnte. Der Übergang größerer Infanteriemassen wurde daher auf den frühen Morgen des nächsten Tages verschoben. An drei Stellen setzten die Truppen über. Freischärler, die in dem Dorf Ram und seinem hart am Fluß gelegenen Kastell Widerstand versuchten, wurden überrannt. Was die deutschen Kolben nicht kennen lernte, wanderte auf den zurück-

fahrenden Pontonen in die Gefangenschaft. Mit Berg=
stöcken ausgerüstet, von kleinen Pferden begleitet, die



Eine Bresche in der Belgrader Zitadelle.

Munition und Maschinengewehre trugen, so erkletterte
die deutsche Infanterie das wegelose Höhengelände.
Schwache Gegenstöße der Serben vermochten das Fort=
schreiten der deutschen Truppen nicht aufzuhalten. Bis

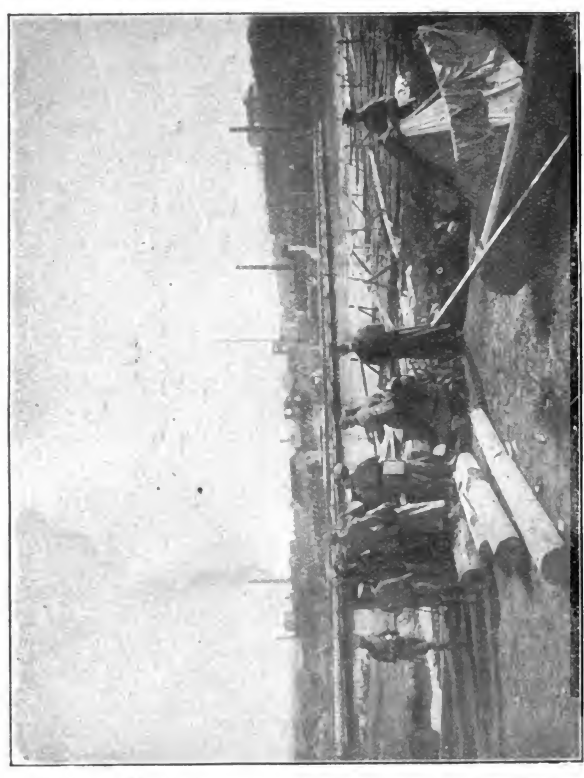
zum Abend war die Goricahöhe in unbestrittenem deutschen Besitz, starke Infanterieabteilungen gruben sich ein, Maschinengewehre wurden eingebaut und Gebirgsgeschütze lauerten in Stellung auf den Versuch des Feindes, das gewonnene Gebiet wieder an sich zu reißen.

Die höchsten Anstrengungen forderte im Gegensatz zu der geschilderten leichten Überschreitung der Donau der Übergang bei Belgrad. Die Serben hatten ihre Hauptstadt mit allen Mitteln in den stärksten Verteidigungszustand versetzt. Die die Stadt im Süden beherrschenden Höhen, die Topcider- und Barnovohöhe, waren mit französischer Feldartillerie und englischen Schiffsgeschützen bestückt. In den Straßen, die den Kalimegdan, die hochgelegene Zitadelle, umschließen, standen leichte Geschütze und Maschinengewehre. Die Uferränder der Save und Donau waren von Schützengräben durchzogen, die teilweise durch Betonmauern verstärkt waren. Die beiden mit Wald und Sumpf bedeckten Zigeunerinseln wurden von erlesenen Truppen verteidigt. Die Flüsse waren mit Minen belegt, die durch ein Gewirr von Kabeln mit dem Elektrizitätswerk in Verbindung standen. Scheinwerfer beleuchteten allnächtlich das ungarische Ufergelände der Save und Donau.

Nur unter dem Schutz der Nacht konnte der Übergang gewagt werden. Vier österreichisch-ungarische Bataillone machten damit den Anfang. Als der Morgen graute, lagen sie am Fuß der Belgrader Zitadelle. Nur notdürftig durch einen Bahndamm geschützt, mußten die Tapferen in schwerem Kampf zwölf Stunden ausharren, bis ihnen die folgende Nacht die ersehnte Verstärkung brachte.

Die deutschen Truppen hatten sich zum nächsten Ziel

die beiden Zigeunerinseln genommen. Welche helden=haften Leistungen hier zu vollbringen waren und wie



Blick von der Zigeunerinsel bei Belgrad auf die zerstörte Lederfabrik.

erbittert gekämpft wurde, zeigt anschaulich die Schil=derung eines Mitstreiters:

Schon lange waren unsere Vorbereitungen für einen Übergang über die Save getroffen, jede Einzel=

heit war wohl erkundet und jede Möglichkeit in Betracht gezogen. Unsere Brigade sollte im Abschnitt Kirche Bezanija—Zuckerfabrik und Zemun—Eisenbahnbrücke den Übergang machen. Das Regiment sollte sich zunächst in den Besitz der Kleinen Zigeunerinsel setzen, die auf einem Damm erreicht werden konnte, während wir die Große Zigeunerinsel nehmen sollten. Das war eine äußerst schwierige Aufgabe. Jeder Mann wußte, daß die Insel stark besetzt war, daß drüben im Buschwerk ein zäher und gut schießender Gegner lauerte, und daß Minen und andere Überraschungen während des Überganges auf ihn warteten. Trotzdem gingen unsere braven Kerls heran wie immer!

Zur Mitternacht stand das Regiment hinter dem Savedamm bereit. Inzwischen belegte unsere Artillerie die Festungswerke Belgrads, die Ufer der Save und die Inseln mit stärkstem Feuer. Unaufhörlich flogen die Granaten gegen die Höhen Belgrads, zersprangen in dem Buschwerk der Inseln und zischten gegen die Ufer der Save. Punkt 1 Uhr 15 Minuten nachts begannen die Minenwerfer ihr Feuer und schleuderten Minen aller Größen gegen die Inseln. Jetzt steigerte sich auch das Artilleriefeuer zu größter Heftigkeit. Dumpf grollte der Donner in den Tälern der Donau und Save, hell zeichneten die durch die Luft fliegenden Geschosse ihre Bahn im Dunkel der Nacht wie Meteore, und grell leuchteten die einschlagenden Granaten. Es war ein schaurigschöner Anblick!

Jetzt war es Zeit, die Pontone, die im Galovicakanal versteckt lagen, in die Save zu bringen. Leise trugen die wackeren Pioniere die Fahrzeuge über den Damm hinunter ans Wasser, und lautlos bestiegen sie unsere Leute. Pünktlich 2 Uhr 10 Minuten stießen

die Pontone vom Ufer ab. Bis dahin hatte der Feind sich völlig still verhalten und weder auf unser Artillerie-



Auf den Trümmern der Belgrader Zitadelle.

noch Minenfeuer irgend eine Antwort gegeben. Beinahe hatte es den Anschein, als ob er überhaupt nicht mehr da wäre.

Kaum näherten sich jedoch unsere Pontone der

Insel, als sie von einem rasenden Infanteriefeuer überschüttet wurden. Gleichzeitig setzte die serbische Artillerie mit heftigem Feuer ein. Schneller arbeiteten die wackeren Pioniere in den Booten, vorwärts heran an das Ufer! Obwohl viele Pontone, von Schüssen durchbohrt, versackten oder auf Minen liefen, obwohl die Strömung manches Fahrzeug mit sich riß und die landenden Leute durch Handgranaten und Maschinengewehrfeuer schwere Verluste erlitten, drangen unsere Helden vorwärts und arbeiteten sich am Ufer empor.

Zurück fuhren die leeren Pontone, die ersten Leute ihrem Schicksal überlassend, bald kehrten sie vollbeladen wieder. So gelang es dem unvergleichlichen Heldenmute der Pioniere nach und nach sechs Kompanien und drei Maschinengewehre hinüber zu schaffen — mehr ging nicht, da sowohl Menschen wie Material zu Ende waren. Fast sämtliche Ruderer waren tot oder verwundet, von den Pontonen nicht ein einziges mehr gebrauchsfähig.

Die Kompanien drangen nun trotz heftigen Widerstandes der Serben im Handgemenge Mann gegen Mann durch das dicke Ufergestrüpp weiter und setzten sich in den Besitz zweier feindlicher Stellungen. Hier hielten sie zunächst an, da es zu schwierig war, im Dunkeln weiter vorzudringen. Der Spaten arbeitete, und er arbeitete gründlich! Denn manches blutige Spatenblatt legte Zeugnis ab von seiner Verwendbarkeit als Waffe.

Die Serben setzten sofort zum Gegenangriff an, um sich wieder in den Besitz der Insel zu setzen. Hin und her wogte der Kampf, fünfmal mußten die Unsrigen vor der Übermacht zurück, aber immer wieder drangen

sie vor und behaupteten sich schließlich in der erstgenommenen Stellung. Unterdessen belegten die Serben den Strom, das Ufergelände und die Unterstützungen hinter dem Savedamm mit schwerem Granatfeuer. Als der Morgen graute und man den Schauplatz der nächtlichen Tätigkeit überblicken konnte, war von unseren Helden auf der Insel nichts zu sehen. Tote nur lagen am Ufer, und hier und dort bewegte sich ein Verwundeter im Grase. Das heftige Gewehrfeuer jedoch ließ vermuten, daß unsere Leute tapfer bei der Arbeit waren, und so war es auch! Unsere Kompanien hatten trotz der serbischen Überlegenheit ihr Vordringen fortgesetzt und waren bis fast an den Südrand der Insel gelangt. Dicht am Wasser hielten sich die Serben noch.

Leider fing jetzt die Munition an knapp zu werden, so daß nur äußerst sparsam geschossen werden durfte. Die Serben, die die Schwäche unserer Leute erkannt hatten, versuchten sie zu umzingeln — es gelang ihnen nicht.

Von allen diesen Vorgängen hatte das übrige Regiment keine Ahnung. Abgeschnitten von den Kämpfen auf der Insel durch den Verlust der Boote, war es nicht möglich, Meldungen oder Nachrichten zu erlangen oder Munition oder Verstärkungen hinüberzuschicken. Nur das Infanteriefeuer zeigte, daß unsere Leute schwer zu kämpfen hatten. Da gelang es am Nachmittag einem mutigen Offizier, mit einigen Leuten die Save zu durchschwimmen und Meldung von dem Stande des Gefechtes zu bringen. Mittels eines Pontons, das von einer anderen Division, die oberhalb überzugehen versuchte, abgetrieben war und von zwei Schwimmern herangeholt wurde, brachte man schleunigst Munition

hinüber. Natürlich brannte das ganze Regiment, nachdem es von den Ereignissen auf der Insel gehört hatte, darauf, an den Feind zu kommen, aber erst gegen Abend konnte man darangehen, auf den notdürftig geflickten Pontonen Truppen überzusetzen. Das dritte Bataillon ging zuerst über, dann der Rest der anderen Bataillone.

Als alles hinüber war — reichlich Munition war mitgenommen — faßte ein Bataillonsführer die übergesetzten Teile zusammen und warf den Feind aus seiner letzten Stellung heraus. Sechs Uhr vormittags war das östliche Drittel der Großen Zigeunerinsel in unserem Besitz. Wunderbarerweise hatten die Serben eine Floßbrücke von der Insel zum anderen Ufer unversehrt gelassen, so daß die Möglichkeit gegeben war, das andere Ufer zu erreichen.

Nachdem die Artillerie die serbischen Stellungen, die Gebäude der Saveufer unter Feuer genommen hatte, nachdem die unter der Brücke vorgefundenen Sprengkörper von einer Offizierspatrouille beseitigt waren, griff das Regiment an und setzte sich um 5 Uhr nachmittags in den Besitz des südlichen Saveufers. Der Übergang war gelungen! In noch nicht zwei Tagen hatte das Regiment den Übergang erzwungen und eine herrliche Waffentat, eine neue Glanzleistung seinen früheren Erfolgen hinzugefügt. Für die Nacht besetzte das Regiment die Lederfabrik und Zuckerfabrik mit zwei Bataillonen, während ein Bataillon noch auf der Großen Zigeunerinsel verblieb.

Jetzt mußte der Stoß auf die die Stadt beherrschenden Höhen geführt werden. Aber auch hier verteidigten sich die Serben mit äußerster Zähigkeit. Das schwere Geschütz ebnete der Infanterie den Weg zum Sieg.

Am Abend stand die Infanterie eines deutschen Armeekorps auf den Topciderhöhen und besiegelte damit den



Ansicht der Stadtmauer von Semendria.

Fall der Stadt Belgrad. Dort kämpften österreichisch-ungarische Truppen am Nordrand der Zitadelle einen wütenden Straßen- und Häuserkampf aus.

Eine von Topcider aus zur Verbindung mit den

österreichisch-ungarischen Truppen entsandte deutsche Abteilung erreichte am frühen Morgen die Mitte der Stadt. Ihr Führer war jener Hauptmann, der als erster mit seiner Truppe eines der Westwerke von Brest-Litowsk erstiegen hatte. Er erstürmte das serbische Königschloß, das noch vom Feind besetzt gehalten wurde, und hißte auf ihm die deutsche Flagge. Gleichzeitig erkämpften sich die österreichisch-ungarischen Truppen den Zugang zum Kalimegdan, und die österreichische Kaiserstandarte stieg auf der Zitadelle auf.

Von Belgrad und der Goricahöhe schritt die Offensive langsam vorwärts. In der Annahme, die Serben würden gegen diese an der Nordfront vorrückenden Truppen ihre Kräfte zusammenziehen, konnte nunmehr zu dem Übergang gegenüber der Morawamündung geschritten werden. In einem deckungslosen, beiderseits des Stromes von Sümpfen durchsetzten Gelände, das von serbischen Höhen überragt wurde, mußte hier der Strom überwunden werden. Das Wehen des Kossavasturmes erhöhte die Schwierigkeiten. Nach mehrtägigem Ringen wurde von Brandenburgern und Bayern das Ziel erreicht.

Im Anschluß an die Truppen, die inzwischen in andauernden Kämpfen die Anathemahöhe überschritten hatten, rückte der Angriff weiter nach Süden vor, während sich bestimmte Teile nach dem stark verteidigten Semendria und dem westlich gelegenen und vom Feinde besetzten Höhengelände wendeten. Deutsche und österreichisch-ungarische schwerste Mörser schleuderten vom ungarischen Donauufer aus ihre Riesengranaten auf Semendria, dessen Mauern von vier großen Wachtürmen und vierundzwanzig kleineren Türmen überragt wurden. Nach dieser artilleristischen Vorbereitung

wurde der Sturm auf die Stadt erfolgreich angesetzt.

Jetzt handelte es sich darum, schnell die Verbindung



Serbisches 15-Zentimeter-Marinegeschütz.

mit dem linken Flügel der Armee Köveß herzustellen, um den Donauweg von Belgrad her freizumachen und der Armee Gallwitz das stromaufwärts bereitgehaltene

Brückengerät zuzuführen. Tatkräftig wurden hier die Kämpfe zu Lande von der Donauflotte unterstützt. So sah sich der Feind gezwungen, die hartnäckig verteidigten Höhen bei Grocka zu räumen. Die Verbindung der beiden Flügel war hergestellt und das Donauufer von Belgrad bis Bazias vom Feind gesäubert.

Jetzt dämmerte den Serben die Erkenntnis, daß die vor ihnen stehenden feindlichen Heeresteile größere Einsätze erforderten, als sie geglaubt hatten. Von allen Seiten wurden die irgendwie verfügbaren Kräfte herangeschafft. Aber selbst bei den kurzen Entfernungen war es nicht möglich, mit den mangelhaften Beförderungsmitteln und auf den trostlosen Wegen die Truppen schnell zu verschieben.

Mittlerweile entwickelten sich die Kämpfe an der bulgarisch-serbischen Front in größerer Ausdehnung. Im Timoktal gelang es der serbischen Übermacht, die bulgarische Offensive zwischen Zajecar und Knjazevac zeitweilig aufzuhalten. Dafür rückte aber ein starkes bulgarisches Heer von Südosten unaufhaltsam vorwärts. Die Bahnen bei Valjevo und Veleš, der Lebensnerv für die serbische Armee vom Mittelländischen Meer her, wurden in Besitz genommen, und die bulgarischen Truppen zogen in Üsküb ein.

Während im Nordwesten die deutschen und österreichisch-ungarischen Heeresabteilungen bereits beträchtlich in das serbische Gebiet vorgedrungen waren, bereitete sich an der rumänisch-ungarischen Grenze bei Orsova der Abschluß des ersten erfolgreichen Abschnittes auf diesem Kriegschauplatz vor. Gegenüber der noch vom Feinde besetzten Donaustrecke wurde der Übergang erzwungen und der mit Minen und Kettenhindernissen versperrte Donauweg gesäubert. Das erste Munitions-



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Maislager im Hofe eines serbischen Bauernhauses.

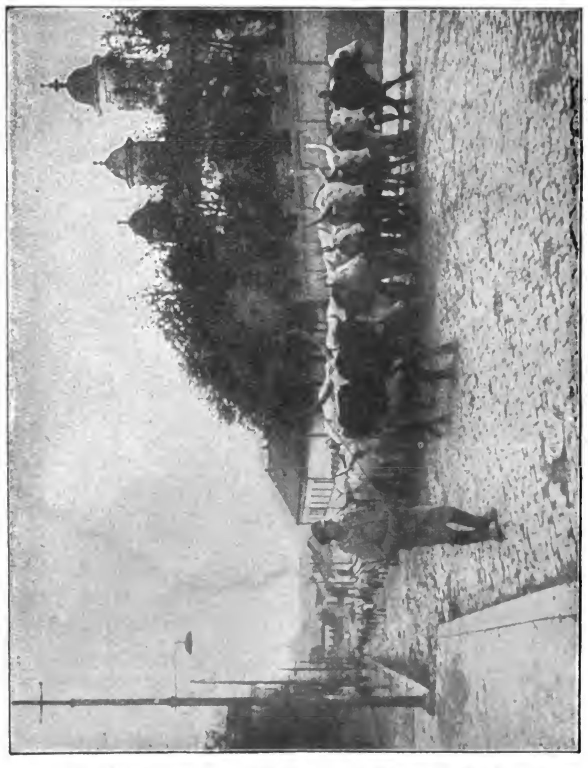
schiff fuhr bald darauf nach Lom, der Zugang zum Reiche des Halbmondes war geöffnet. Drei verbündete Mächte reichten sich die Hand.

In Wolhynien bildete den Mittelpunkt der Kämpfe Czartorysk. In stets erneuten heftigen Vorstößen versuchten die Russen die Durchbrechung. Teile einer deutschen Division mußten in eine rückwärtige Stellung zurückgenommen werden, wobei sechs bis zum letzten Augenblick ausharrende Geschütze, die infolge einer Sprengung der Nachbartruppen im Rücken überrascht wurden, in die Hand des Feindes fielen. Sofort angesetzte umfassende Gegenangriffe von Westen und Nordwesten her führten zu dem Erfolg, daß der russische Keil wieder zurückgedrängt wurde.

Später verlegten die Russen ihren Angriff hauptsächlich gegen die deutschen Stellungen am Oginskikanal südlich des Wygonowskojesees, wurden indes auch hier abgewiesen. In den am Styr westlich von Czartorysk andauernden Kämpfen stürmten die deutschen Truppen das Dorf Kukli und nahmen die russische Stellung bei Komarow. Im Nachstoßen gelang es österreichisch-ungarischen Truppen, in einer Breite von viereinhalb Kilometern in die feindliche Stellung einzudringen. Weitere Fortschritte führten die deutschen Truppen bis zur Linie Komarow—Kamiennucha, worauf Komarow besetzt und Rudka erobert wurde. Aller russischen Gegenwehr zum Trotz wurde dann westlich und nordwestlich von Czartorysk der Geländegewinn langsam, aber stetig vermehrt.

An der Front Dünaburg—Riga entbrannten die Kämpfe mit ungewöhnlicher Heftigkeit in der Seenenge zwischen dem Tschitschkry- und Dwilesee und sodann bei Meddum, etwa fünfzehn Kilometer vor

Dünaburg. Gegen diese Stellung setzten die Russen Angriff auf Angriff ein, und zwar mit einem Aufgebot



Kuhherden für die Verpflegung der österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen.

von Artillerie, wie er bisher im Osten äußerst selten war. Gegen ganz schmale Frontangriffe wurden sieben russische Divisionen vorgeworfen. Zum Teil stürmten die Russen in vierundzwanzig Glieder tiefen Zugkolonnen

vor. Es war selbst mit Maschinengewehrfeuer nicht möglich, die im Morgengrauen vorwuchtenden Menschenmassen niederzumähen. Ein Teil der Russen drang in die deutschen Gräben, in denen sich ein wütender Kampf, Mann gegen Mann, entspann. Beim Hellerwerden rückten die deutschen Bataillone wieder vor und eroberten die verlorenen Stücke zurück. Ostpreußen, schlesische Landwehr und Rheinländer zeichneten sich besonders aus. Noch gaben sich die Russen nicht zufrieden. Abermals wurden in kurzen Zwischenpausen sechs Angriffe angesetzt. Sie scheiterten sämtlich, und die russischen Leichen häuften sich wallartig vor den deutschen Stellungen. Die mit allem Nachdruck verfolgte Absicht der Russen, um jeden Preis durchzubrechen, mißglückte, wogegen später die Deutschen den Erfolg errangen, durch die Eroberung von Illuxt ihre Stellungen zu sichern.

Zum drittenmal haben die Italiener den Sturm auf die eherne Ringmauer der Donaumonarchie gewagt. Die Angreifer führten den Kampf ohne Rücksicht auf die Zehntausende von Toten und Verwundeten, die sie jeder Tag kostete. Alle verfügbaren Truppen wurden vorgeworfen. Am erbittertsten entbrannte die Schlacht in der Umgebung des Görzer Brückenkopfes, und zwar wiederum auf dem engeren Teil der Kampffront, der schon bei den bisherigen Vorstößen zum Zielpunkt gewählt worden war, auf dem Abschnitt von Podgora. Nachdem einige der vorderen Gräben verloren gegangen waren, wurden sie von den österreichisch-ungarischen Truppen durch einen nächtlichen Gegenangriff zurückerobert. Die Italiener erneuerten alsdann ihre Vorstöße mit frischen Regimentern. Ein mächtiges Artillerie- und Minenwerferfeuer leitete jedesmal den



Aus dem Kärntner Kampfgebiet. Das Rosental.

Infanterieangriff ein. Aber alle Anstrengungen waren vergebens, die kampfgestählten Verteidiger schlugen die Stürme ab.

Der Feind, dessen Verbände völlig durcheinander gerieten, büßte bei mehreren Truppenkörpern die Hälfte ihres Bestandes ein. Ungeachtet dessen begann der Angriff von neuem. Die italienischen Führer wollten unbedingt durchdringen. Sechsmal stürmte feindliche Infanterie gegen die von dem Pester Infanterieregiment Erzherzog Friedrich Nr. 52 verteidigte Stellung vor. Im verheerenden Feuer brach der Angriff zusammen. Der Rest der Italiener warf die Gewehre weg.

Nach mehrtägigen Kämpfen setzten sich die Italiener in einer Häusergruppe beiderseits der Kirche von Oslavija fest. Aber kurz darauf gewann das dalmatinische Landwehrinfanterieregiment Nr. 37 die Stellung zurück. Dabei wurde ein Bersaglieri-Radfahrerbataillon vollständig aufgerieben. Vorstöße gegen den Peoma-Abschnitt und den Monte Sabotino wurden bereits durch das Geschützfeuer vereitelt. Ebenso waren der Nordteil der Doberdohochfläche, Zagora und der Monte San Michele starken Angriffen ausgesetzt. Bei Petlano tobte ein mehrtägiger Kampf mit Minenwerfern und Handgranaten.

Bei Redipuglia und Monfalcone wurden die Ansammlungen und Angriffsversuche der Italiener schon durch Geschützfeuer verhindert. Zeitweilig konnten sich starke feindliche Kräfte des Ortes Zagora bemächtigen. Doch eroberten die österreichisch-ungarischen Truppen den Ort zurück und schlugen dann alle weiteren Angriffe blutig ab. Nach Aussagen von Gefangenen befehligte bei Zagora ein französischer General. Das mörderische Ringen schloß mit der Behauptung der schon so oft

zerschossenen, aber immer wieder hergestellten Verteidigungslinie und für die Italiener von neuem mit ungeheuren Verlusten ab.

Während die erste Offensive der Italiener an sieben Tagen mit zwölf Infanteriedivisionen ausgeführt wurde, wurde bei der zweiten an neun Tagen mit siebzehn Infanteriedivisionen gekämpft, die dritte aber zog sich über zwanzig Tage hin und wurde mit mindestens fünfundzwanzig Infanteriedivisionen ausgefochten.

Bücherfreunde und Aktenwürmer

Von C. Schenkling

Des Menschen Besitztum ist nicht bedingungslos sein. Tausende kleiner Mitbewohner des Erdballs machen es ihm streitig und führen ewigen Krieg wider den Herrn der Schöpfung. In seiner Behausung wohnt mancherlei kleines Getier und Gewürm unbeschränkt und zinsfrei; seinen Gewändern droht Vernichtung durch das Gebiß mancher geflügelter und ungeflügelter Einmieter; seine Nahrungsvorräte finden vielfache Liebhaber, die oft mehr zerstören und verderben, als für ihre Bedürfnisse nötig wäre! Wie kostspielig sind dem Gelehrten, dem Forscher, dem Künstler seine Bücher, seine Naturaliensammlungen, seine Sammlungen von Werken der Kunst und Wissenschaft — und doch haben auch diese kostbaren Schätze unter der Zuneigung zu leiden, die ihnen gewisse Glieder der zerstörungssüchtigen Insektenwelt entgegenbringen.

Fast möchte es scheinen, daß die Überschrift unserer Mitteilung nicht recht gewählt wäre; doch lassen wir auch dem kleinsten Tier sein Recht und fassen sein Verhältnis zu dem betreffenden Gegenstande in objektivem Sinne auf. Sonach sprechen wir in unserer Skizze von Freunden, die doch in Wahrheit unsere Feinde sind.

Der erste dieser ungelehrten Bücherfreunde, die mit wonnigem Behagen alte staubige Akten und Folianten durchwühlen, ist ein kleines, kaum fünf bis sechs Millimeter großes, schwarzbraunes, walzenförmiges Käferchen, das seinen Kopf, wie voll und schwer von tiefer Gelehrsamkeit, fast senkrecht herabhängend trägt und ihn bei jedweder Störung bis zur Unsichtbarkeit unter das sonderbar gestaltete, kapuzenförmige Halsschild

zurückzieht. Es ist der Bücherbohrer, Ptilinus pectinicornis.

Man kann dieses Käferchen in allen Räumen der Wohnung, namentlich wenn sich dieselbe in einem älteren Hause oder auf dem Lande befindet, antreffen, denn er ist ein auf Holz angewiesenes Tierchen, das den größten Teil seiner Lebenszeit im Innern des Holzkörpers verbringt. Hier haust es als Larve, die als „Holzwurm" anscheinend zwei Jahre lang die Holzfasern zerfrißt und in feines Mehl verwandelt, sich in ihrem Gange verpuppt, um erst im zweiten Sommer als Käfer hervorzukriechen, der keinen anderen Zweck verfolgt, als zur Vermehrung seiner Art beizutragen. Daher kommt es, daß man ihn nicht selten in den Wohnräumen an dem Fenster surrend beobachtet, denn er war bereits im Walde oder auf dem Zimmerplatze ins Holz gekommen, dessen Verarbeitung ihm nicht im geringsten geschadet hat. Außerdem begegnen wir der Larve aber auch in alten Hausgeräten und als Bewohnerin alten Balkenwerks, wohin sie jederzeit gelangen kann, und die von ihr förmlich durchwühlt und innen ganz in Wurmmehl verwandelt werden. Da der Käfer kein Freund von vielem Herumschwärmen ist und den Ort seiner Entwicklung nicht gern verläßt, so daß ein und derselbe Stamm oder Balken bestimmt ist, einer ganzen Reihe von Generationen zur Entwicklungsstätte zu dienen, kommt es nicht selten vor, daß man Dutzende von Individuen an ein und derselben Stelle antrifft. Somit bleibt das Vorkommen des Tieres immer ein beschränktes, denn in manchen Häusern trifft man ihn gar nicht, in anderen wieder vielfach an, obschon er sich in alle Bauholzarten gleich gern einnistet.

Seine Neigung aber, in oft sehr gelehrte und rein wissenschaftliche Werke sich zu vertiefen, beruht wohl auf dem Umstande, daß die alten Bücher meist in Holz gebunden sind und der weibliche Käfer sein Ei in die Holzschalen absetzt. Der Wurm hat diese dünnen Platten bald durchgearbeitet und sieht sich genötigt, in gerader Linie immer weiter vorzudringen, so daß alle Blätter durchbohrt werden, ehe er auf die zweite Holzplatte trifft. Stehen nun, wie es in den Bibliotheken der Fall ist, die Bücher in gedrängter Reihe, so wird ein Band nach dem anderen durchbohrt, bis die Bücherreihe ein Ende nimmt oder der Wurm zur Verwandlung reif geworden ist. So ist es recht wohl denkbar, daß unser Käfer (vielmehr dessen Larve) ein bändereiches Werk ganz gründlich durcharbeiten kann, in welchem Falle er doch nichts mehr als Brotstudien getrieben hat. Die englischen Entomologen Kirby und Spence erwähnen ein Beispiel, nach welchem in einer wenig gebrauchten Bibliothek siebenundzwanzig Foliobände in gerader Linie von ein und derselben Larve durchbohrt wurden und zwar derart, daß man eine Schnur durch das vollkommen runde Loch ziehen und so die siebenundzwanzig Bände auf einmal aufheben konnte.

In Rücksicht auf diese Art zu studieren führt unser Käferchen eben den deutschen Namen Bücherbohrer, und seine Larve ist im wahren Sinne des Wortes ein Bücherwurm, der, wenn auch nicht an der Wissenschaft, so doch Geschmack am Papier findet.

Einen Kameraden und Genossen bei seinem Zerstörungswerk findet der Bücherbohrer in einem anderen, ihm nahe verwandten Käfer, dem Brotkäfer oder Brotbohrer, Anobium paniceum. In seinem Äußeren gleicht

er jenem, erreicht aber noch nicht dessen Länge und ist mit einem dichten, gelbrötlichen Haarkleid bedeckt. Auch bei diesem ist es nur die Larve, die Neigung und Liebe zu Akten und Büchern verrät, doch weniger von deren Inhalt als vielmehr von deren Einbande angezogen wird und namentlich den Lederrücken und den verwendeten Kleister bevorzugt. Außerdem sind alle vegetabilischen Gegenstände von ihm geliebt, und Sammlungen von Pflanzen, Pflanzensamen und dergleichen sind ihm begehrte Artikel, daher er ein gefürchteter Gast der Botaniker ist, deren mühevoll zusammengebrachte Herbarien von ihm gänzlich zugrunde gerichtet werden können. Ebenso sind die Apotheker und Drogisten seine geschworenen Feinde, da er ihnen die Wurzelvorräte zerstört. Am liebsten aber — das verrät sein Name — haust er in altem Brot, das mitunter ein wahres Larvenlager ist und unter den Zähnen dieser Bohrer förmlich in Mehl verwandelt wird. Nirgends aber wird dieses Käfers Zerstörungssucht so schmerzlich empfunden als auf Seeschiffen, die ihn als blinden Passagier beherbergen, und woselbst er vom Schiffszwieback zehrt.

Da sich die den Eiern entschlüpfenden Larven von der Außenseite jener Gegenstände, die ihnen als Nahrung dienen, alsbald in diese einbohren und ihr verderbliches Treiben in aller Stille ausführen, so wird man ihre Gegenwart kaum gewahr, und erst dann, wenn die Larven hervorbrechen, kann man aus der Menge der Ausgangslöcher auf den Wert oder Unwert des befallenen Gegenstandes schließen.

Als Dritter im Bunde der Bücherfreunde ist ein anderer kleiner Käfer zu nennen, der zu jenen beiden in naher Verwandtschaft steht. Es ist dies einer der

gemeinsten seiner Ordnung, welcher fast das ganze Jahr hindurch in allen Räumen eines Wohnhauses zu finden und sicherlich schon von jedermann beobachtet worden ist, ohne daß man weitere Notiz von ihm nahm. Nicht nur in der wärmeren Jahreshälfte kann man den Käfer an den Wänden auf- und absteigen sehen, vielmehr ist sein Treiben auch im Winter in ungeheizten Räumen wahrzunehmen. Beobachtet man ihn, wie er langsam und bedächtig seine Bewegungen ausführt, oft Ruhepausen innehält und mitunter wie angeleimt an der Wand sitzt, so möchte man ihm ein äußerst behäbiges Naturell zuschreiben. Doch benimmt sich dieser scheinbare Phlegmatikus nur tagsüber so träge; nächtlicherweile ist er ein hurtiges, munteres Wesen, das mit ungemeiner Hast seinen Neigungen frönt, wobei er es auf das Zerstören der verschiedensten Gegenstände, und wären es nur Fliegenleichname, abgesehen hat.

Beide Geschlechter sind in ihrem Äußeren auffallend verschieden, so daß der Unkundige in dem walzenförmig gestreckten, gelbbraunen und gut beflügelten Tier nicht das Männchen zu dem gedrungenen, stark gewölbten, dunkelbraunen und mit zwei verwischten weißlichen Haarbinden gezeichneten, dazu flügellosen Weibchen erkennen dürfte. Auch sind die Weibchen zahlreicher als die Männchen, welcher Umstand ebenfalls dazu beitragen könnte, in ihnen zwei verschiedene Arten zu vermuten.

Dieses Käferchen ist ein gefährlicher Zerstörer aller unserer Habseligkeiten. An und in Häuten, in Fellen, wollenen Kleidern, Strümpfen, Pelzwerk, in den Polstern der Sitzmöbel, an Backobst und sonstigen pflanzlichen Stoffen, selbst im aufgespeicherten Getreide aller Art, in Mehlvorräten und Kleie, in den Herbarien, in den Sammlungen ausgestopfter Vögel und Säuger,

in Insektensammlungen, in Bibliotheken, in den feinen Holzarten, selbst in trockenem Tabak ist es anzutreffen, und wiederum ist es vorzugsweise seine Larve, die all diesen Dingen zum wirksamsten Zerstörer werden kann. Und da seine Zerstörungen nicht selten zur völligen Vernichtung werden, hat man ihm den volkstümlichen Namen Dieb, auch Kräuterdieb gegeben, den die Wissenschaft übernahm, indem sie ihn Ptinus fur nannte.

Wenn schon die Zerstörung nicht bei allen Gegenständen bis zur völligen Vernichtung durchgeführt wird, so ist die Larve für den Insekten- und Pflanzensammler doch eine wahre Plage, nicht minder für den Bibliophilen.

Hat die Larve ihr Wachstum vollendet, so formt sie aus den papiernen, pflanzlichen oder tierischen, bei ihrem Fraß zurückbleibenden Abfällen eine winzige Tonnenhülse, in der sie zur Puppe wird. In alten Büchern, Herbarien und so weiter ist diese Tonne mit einer Seite angeleimt. Der Käfer erscheint im Herbst; scheinbar braucht er zur vollständigen Entwicklung zwei Jahre.

Es ist aber die Ordnung der Käfer nicht allein, in der uns Bücherfreunde begegnen. Auch ein Netzflügler hält sich zwischen Papier und in Büchern auf, wenn auch nur des Leimes und Kleisters wegen, nämlich die Bücher- oder Staublaus, Troctes pulsatorius. Das kaum mehr als einen Millimeter lange, äußerst zarte, ungeflügelte Insekt ist von blasser Farbe mit rötlichem Mund und etwas hervorstehenden dunklen Augen. Aufgestört sucht es schleunigst zu entkommen und sich in Winkeln und Ecken zu verbergen. Schon die leiseste Berührung reicht hin, seinem Dasein ein Ende zu machen. Für Licht ist es äußerst empfindlich und

verläßt alsbald die von ihm bewohnten Plätze, sobald Luft und Licht eindringen. Ist auch der Schaden, den es anrichtet, kaum nennenswert, so ist es doch für Pflanzen- und Insektensammlungen um so lästiger. In jenen nagt das Tier an den feinen Blütenteilen der Pflanzen, und in diesen zerstört es die inneren Teile der Kerfe und verwandelt sie in Staub.

Auch in der Klasse der Spinnen begegnen wir einem Papier- und Bücherfreund. Es ist der Bücherskorpion, Chelifer cancroides. Mit den langen, armförmigen, nach außen gebogenen Fangscheren, die ihn einem Krebse ähnlich machen, mißt er wohl an neun Millimeter, obschon der Rumpf kaum halb so groß ist. Bei dem plattgedrückten Körper ist es dem Tiere möglich, die engsten Ritzen zum Durchschlüpfen zu benützen und sich selbst zwischen den Blättern eines geschlossenen Buches bewegen zu können. Und wie allseitig sind seine Bewegungen, vorwärts, rückwärts, seitwärts — wie beim Krebs! Die verhältnismäßig großen Augen nützen ihm jedenfalls nur wenig, da er lichtscheu ist und sich nur an dunklen Orten aufhält. Hier zeigt er sich äußerst rührig bei Verfolgung mancherlei kleiner tierischer Wesen, als der Bücherläuse, Milben, Käferlarven und dergleichen, die er geschickt mit den Fangscheren ergreift, zur Mundöffnung führt und sie nach Spinnenart aussaugt. Sonach ist er in Wahrheit ein Bücherfreund, der seine Mitbewohner, die man wohl nur Bücherfeinde nennen darf, in Schach hält und ihrem Zerstörungswerke für immer ein Ziel setzt. Darum läßt man ihn auch überall gewähren.

Wenn wir hiermit unsere Mitteilung über die am leichtesten erkennbaren Bücherfreunde und Aktenwürmer abschließen, so sei nur kurz erwähnt, daß die Auf-

zählung wohl noch um anderes Getier bereichert werden könnte, so um einige Schaben- und Mottenarten, um einige Milbenarten und so weiter, doch kommen diese seltener vor, weshalb ihre Gegenwart vom Laien weniger bemerkt wird. Um aber sein oft teures Besitztum vor den genannten Zerstörern zu schützen, sehe man öfter nach und benütze seine Bücher fleißig. Denn nur, was man außer Gebrauch gestellt, also entbehren kann, fällt den Motten und Würmern zur Beute.



Mannigfaltiges

Der letzte Tag. — In einer durch Zufall zusammengeführten Herrengesellschaft kam es durch ein Tagesgeschehnis zu lebhaften Gesprächen über die alte Frage, ob Todesstrafe oder lebenslängliche Abschließung hinter Kerkermauern als härtere Sühne zu erachten sei. Fast alle jüngeren Männer waren der Ansicht, daß ein schneller Tod dem unbedingten Verluste der Freiheit vorzuziehen sei. Die Meinungen kamen zu keinem Ausgleich, und das Gespräch drohte zu zerflattern; da nahm ein alter Graubart von militärischem Äußern das Wort.

„Gestatten Sie auch mir, daß ich aus langjähriger Erfahrung im Gefängniswesen einen Beitrag gebe. Ich konnte viele zum Tod Verurteilte beobachten, darunter solche, denen Begnadigung zuteil ward, als auch andere, denen sie versagt blieb.

Allen Begnadigten, ohne Ausnahme, war die Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus geradezu die Erlösung. In langen Jahren schwerer, eintöniger Haft hörte ich niemals Klagen darüber, daß sie einem Gnadenakt diese Form des Daseins dankten.

Was hält den Menschen im Leben aufrecht? Die Hoffnung. Lebte sie nicht unzerstörbar in uns allen, es gäbe keinen, der nie dahin käme zu verzweifeln.

Jeder zum Tod Verurteilte erhofft Begnadigung, und darüber hinaus noch hegt er Hoffnung, die Freiheit wieder zu erlangen.

Der Tod unter dem Beil gilt nur für jene als Erlösung, die, von wahrhaftiger Reue erfüllt, im Tode Ruhe für ihr Gewissen und Sühne suchen, für solche, die im festen Glauben stehen, sterben zu wollen um des ewigen Lebens willen.

Von solch seltenen Fällen habe ich nur einen erlebt; es war ein Hausdiener in mittleren Jahren, der einen Geldbriefträger ermordet hatte. Von tiefem Mitleid für sein unglückliches Opfer gepeinigt, von echter Reue erfüllt und in der festen Hoffnung, durch den Tod die Vergeltung Gottes zu erlangen, verbrachte er gefaßt, inbrünstig und versunken betend, die vierundzwanzigstündige Gnadenfrist. Ruhig und innerlich unerregt, fast freudig ging er seinen letzten Gang.

Alle anderen, an die ich mich erinnere, dachten nur an sich, und daran, was sie für ihre Person durch ihr Tun verscherzt hatten.“

Der Erzähler schwieg einen Augenblick; als er die Stille nach seinen Worten gewahrte, fuhr er fort: „Lassen Sie mich noch einen merkwürdigen Fall erzählen. Ein Baumeister, ein gebildeter Mann, hatte seine Frau um seiner Geliebten willen vergiftet, die er heiraten wollte. Er konnte nur auf Verdachtsgründe hin verurteilt, nicht unmittelbar überführt werden und erwartete die Begnadigung mit Gewißheit. In der achten Morgenstunde eines strahlend schönen Junitages traf ihn die Nachricht, daß er nach vierundzwanzig Stunden mit dem Leben abzuschließen habe. Gefaßt nahm er im ersten Augenblick die Eröffnung entgegen; aber es war nur die plötzliche Vernichtung seiner Hoffnung, die solche Fassung vortäuschte.

Als die Gerichtsbeauftragten gegangen waren, brach er krampfhaft schluchzend, doch ohne erlösende Tränen zusammen. Unstet durchwanderte er die Zelle; wenn er sich niederließ, geschah es nur, um sich bald wieder aufzustören. Auf die Landjäger, die ihn in der Armesünderzelle bewachten, achtete er nicht. Nur an sich, an die Rettung seines verspielten Lebens, dachte er; keinen Augenblick aber in Reue an sein Opfer.

Er bat um den Anstaltsgeistlichen, den er bisher abgewiesen hatte. An ihn klammerte er sich mit irgend einer Hoffnung. Er hörte ihn an, aber keines seiner Worte der Vergebung vor Gott durch wahre Reue und irdische Sühne gab ihm Haltung und Ruhe. Was für ihn allein von Wert war, ein Schimmer von Hoffnung für das irdische Leben, zog keinen Frieden aus diesen Worten. Er beteuerte seine Unschuld und blieb unberührt von allen Ermahnungen, sein Gewissen durch ein Geständnis zu erleichtern. Er beschwor und bat den Geistlichen wiederholt mit wirren Worten, ihn vom Tode zu retten, Begnadigung für ihn zu erwirken, trotzdem ihm nichts als eine Ablehnung werden konnte.

Von der Mahlzeit, die er sich ausgewählt, brachte er kaum einen Bissen über die Lippen. Die halbe Flasche Wein leerte er

rasch, und auch die gewährten Zigaretten rauchte er unmittelbar hintereinander, ohne sich mehr als für Minuten zu betäuben.

Fiebernde Unrast überfiel ihn von neuem. Er bat um den Besuch seines Verteidigers. Abermals beteuerte er seine Unschuld und drängte ihn, ein Begnadigungsgesuch einzureichen; es sei unmöglich, daß ein Unschuldiger hingerichtet würde. Auch der Anwalt mußte seine Hoffnungen zerstören. Nach kurzem Erwägen sagte er plötzlich: ‚Er wolle gestehen und ob ihn ein reumütiges Geständnis noch retten könne.‘ Der Anwalt konnte ihn nur über die Nutzlosigkeit solchen Tuns aufklären. Nun sprach er wieder von seiner Unschuld, er habe gelogen, im Irrsinn geredet.

Mit diesem Wort kam neue Hoffnung über ihn; er schrie: ‚Ich bin irr — ich bin wahnsinnig, sie können mich nicht hinrichten, sie dürfen keinen Irrsinnigen richten — ich war irrsinnig, schon als ich es tat. Nein, ich habe nichts verbrochen, ich weiß nur, daß ich irrsinnig bin.‘ —

Der Anwalt ging. Nach langem Brüten kritzelte er mit fliegender Hand einige Zeilen. Vormittags hatte er versucht, seinem Vater zu schreiben, doch kam er nicht über die ersten Worte. Er gab dem Gendarmen den Zettel. ‚Hört — ich bin reich — alles, alles ist euer — hier steht es, auf dem Papier — schlagt mich nieder, tötet mich, wenn ich es nicht weiß, ich will schlafen, dann könnt ihr es tun.‘ Dann schrie er: ‚Es ist kein Mord, einen Irrsinnigen aus Barmherzigkeit zu töten.‘

Die Männer blieben stumm. Er warf sich aufs Lager und schloß die Augen. Nach wenigen Minuten sprang er auf. ‚Ihr wollt mich töten,‘ rief er, ‚Hilfe, Hilfe — ich muß Zeuge sein gegen euch, ich muß leben.‘ Dann begann er zu klagen, der Kopf, das Hirn schmerze ihn; in wilden Ausbrüchen gebärdete er sich, daß die Wächter mich rufen ließen.

Ich zweifelte, ob der Mann nicht irrsinnig geworden sei, und ließ den Arzt holen, der bald mit Bestimmtheit verneinte.

Ich beobachtete ihn noch lange. Auch der Arzt kam in der Nacht noch, und wir erlebten, daß der anfänglich nur gespielte Irrsinn in entsetzlichster Todesangst, durch den im tiefsten aufgepeitschten Willen zum Leben, zum wirklichen Irrsinn als der einzigen Rettung vom Tod wurde.

Die Hinrichtung wurde verschoben. Längere Beobachtung in der Irrenanstalt bestätigte die geistige Umnachtung. Einige Jahre lebte der Mann noch im Irrenhaus, ohne daß Hoffnung auf Heilung zu setzen war, unter seelischen Qualen, in beständiger Angst, unters Beil geschleppt zu werden.

Sie werden sagen, daß ein Geisteskranker nicht in der Wirklichkeit lebt, seine Furcht unbegründet sei. Das ist irrig, für ihn ist die Welt, die sein zerrüttetes Hirn ihm vorspiegelt, wirklich, und dieser Unselige litt in mehrjähriger Todesfurcht schwerer, als wenn er durchs Beil geendet hätte.

Nicht der Augenblick des Todes ist die Strafe für den Verbrecher, allein die entsetzlichen Stunden sind es, die er mit der Gewißheit des nahen, unentrinnbaren Todes verbringt. Wenn etwas auf Erden es sein könnte, wären diese Stunden die Sühne für Verbrechen. Alle hängen sie am Leben, es mag noch so elend vor ihnen liegen, wenn es nur Leben ist. Als Beweis mag noch gelten, daß noch kein Verurteilter, wenn ihm, wie in Bayern, die Wahl einer vierundzwanzig- oder achtundvierzigstündigen Gnadenfrist freisteht, sich die Qual seiner elenden Lebensneige durch Wahl der kürzeren Zeit verringert hat. Wir alle hängen am Leben und hoffen auch da noch, wo jede Hoffnung gleichsam unrettbar zerstört ist.“ D. B.

Geistesgegenwart eines Künstlers. — Der Bassist Tamburini hatte im Anfang seiner Laufbahn während einer Opernaufführung in einer kleinen Stadt Italiens seiner Duettpartnerin, einer etwas befangenen jungen Kollegin, so geschickt ausgeholfen, daß niemand im Publikum dem etwas im Hintergrunde Stehenden diese glockenhellen Fisteltöne zugetraut hätte, und alles glaubte, sie entströmten dem Munde der Sopranistin.

Tamburini pflegte das neuentdeckte Talent, eine Sopranstimme nachzuahmen, nach Kräften. Einst hatte er in Palermo die

Hauptrolle in einer Oper von Donizetti zu singen und zwar an einem Fastnachtsdienstag, einem Tage, an dem sich das Publikum noch einmal auszutoben pflegte und die Geister des Tumultes sogar ins Theater verpflanzte mit Hilfe von allerlei Lärminstrumenten, wie Trommeln, Trompeten und Pfeifen. Das Orchester bestand aus Eingesessenen, die an solche Karnevalsunsitte längst gewöhnt ihre eigenen Instrumente sofort niederlegten und vergnügt ins Publikum blickten, als im Auditorium der übliche Radau losbrach. Nicht so die beiden auf der Bühne beschäftigten Gäste des Abends: Signor Tamburini und Signora Liparina. Ersterer zwar erkannte bald die Ursache des Lärmes als harmlos und nicht auf ihn gemünzt. Die Liparina aber, eine sehr eitle, verwöhnte Künstlerin, fühlte sich beleidigt, stürzte in ihre Garderobe, riß sich die Kleider vom Leibe, eilte in ihr Hotel und reiste in derselben Nacht noch weiter. Das Publikum aber hatte den wütenden Abgang der Sängerin als ein Eingehen auf den Karnevalsulk aufgefaßt und erwartete, aus Leibeskräften klatschend, ihr Wiedererscheinen, damit sie die unterbrochene Arie vollende, der ein Duett mit Tamburini zu folgen hatte.

Keine Primadonna erscheint. Die heißblütigen Kinder des Südens äußern erst Ungeduld, dann Zorn und bewerfen den Regisseur, der um Entschuldigung bitten will, mit Orangenschalen. Alles brüllt: Liparina, Liparina! Die Stimmung wird immer gefährlicher. Schon schwirren Narrenkappen, Hüte, Instrumente durch die Luft. Da durchzuckt den Sänger Tamburini, der so lange unschlüssig dastand, eine Idee. Er verläßt die Bühne, den verängstigten Regisseur mit sich fortziehend. Wenige Minuten danach jauchzt das Publikum einem grotesken Bild zu: Tamburini als Primadonna, in beabsichtigter Karikatur, als Verkörperung des zu höchster Entfaltung erhobenen Karnevalsgeistes! Auf seiner Perücke schwankt der turmhohe Federhut der Liparina, Seidenschleier umwallen seinen Backenbart. Das Atlasröckchen gewährt dem Publikum den Ausblick auf Gehwerkzeuge von ungeheuren Dimensionen. Er gibt dem Orchester einen Wink und singt, meisterhaft begleitet, die ab-

gebrochene Arie der Sopranistin, nicht einen Lauf, nicht einen Triller übergehend. Der Jubel der Zuhörer kennt keine Grenzen, und doch sollte der Glanzpunkt des Abends erst kommen. Denn als jetzt das große Duett zwischen Tamburini und seiner fehlenden Partnerin zu beginnen hat, gibt der Sänger dem verzweifelt zu ihm aufblickenden Kapellmeister dasselbe Zeichen wie vorher, das Vorspiel erklingt, und wunderbar führt Tamburini die Partie der Sopranistin durch, ihr in tiefen Baßtönen antwortend. Wer im Publikum die Augen schloß, konnte glauben, daß zwei Personen in den entgegengesetzten Stimmlagen künstlerisch auf der Bühne wirkten. Von Stund an war Tamburini der erklärte Liebling und der am besten bezahlte Opernsänger von Palermo. A. Sch.

Fühlbaren Papiermangel können wir Kinder eines Zeitalters, in dem der Luxus auf diesem Gebiete groß ist, uns kaum vorstellen. Und doch gab es einmal so etwas, wie aus folgender Verordnung der Breslauischen Kriegs- und Domänenkammer vom 19. Oktober 1790 hervorgeht:

„Da in Schlesien ein Mangel an Pappier einreißet und solcher seinen Grund zum Theil in nicht hinlänglichem Material zu haben scheinet, so entsteht daraus die Vermuthung, daß bei dem Lumpensammeln nicht nach dem Edikt vom 15. August 1763 und den Circularen vom 6. September 1763 und 13. September 1769 verfahren wird. Die darin enthaltenen Vorschriften sollen daher von den Landräthen publicirt werden. Ein anderer Grund ist, daß der Pappier-Bedarf zunimmt. Da nun der Lumpen nicht mehr werden, so soll man sich zuvörderst aller überflüssigen Schreibereien enthalten; ferner ist nöthig, auf Mittel zu denken, ob man nicht aus anderen Sachen und ohne Lumpen Pappier zu machen möglich ist. Zu dieser Absicht sollen die Landräthe die Pappiermacher auffordern, darauf zu raffiniren, ein Materiale ausfindig zu machen, welches ohne Lumpen zu Verschaffung guten Pappiers tauglich ist. Und da ein gewisser George Friedrich Wehrs nach seinem Buche: Vom Pappier, dergleichen Versuche im Kleinen bereits angestellet und davon Verschiedenes aufgezeichnet hat: so sollen sie den Pappier-

müllern anrathen, sich dieses Buch anzuschaffen und darnach Proben im Großen zu machen. Damit die Pappiermacher dazu noch stärker aufgemuntert werden, so soll derjenige, welcher ein anderes Material, woraus gutes Pappier gefertigt werden kann, erfindet, der Grundstoff sey, welcher er wolle, Pflanzen, Holz oder dergleichen, wenn er sich deshalb gehörig legitimirt, ein Prämium von 100 Rthl. erhalten." A. Sch.

Was aus einem russischen Schafhirten werden kann. — Gregor Rasumowski stand unter der Regierung Katharinas I. als Rekrut in einem russischen Garderegiment. Durch seine schöne Stimme und sein hervorragendes Musikverständnis erregte er bald allgemeine Aufmerksamkeit, so daß er als Kantor an die kaiserliche Hofkapelle berufen wurde. Bei der Kaiserin fand er mit seiner Begabung und überhaupt seiner ganzen Persönlichkeit solche Gnade, daß sie ihn nicht nur freikaufte — er war Leibeigener — und in den Adelstand erhob, sondern ihn schließlich auch zum diensttuenden Kammerherrn und Minister ernannte.

In seiner hohen Stellung hatte der Brave aber seines Bruders Cyrill nicht vergessen, der in Kleinrußland als armer Schäfer lebte. Cyrill wurde eines Tages auf der Weide von einer Abteilung Soldaten überfallen. In dem Glauben, er solle als Rekrut eingestellt werden, setzte er sich verzweifelt zur Wehr, mußte aber der Übermacht erliegen. Er wurde mit Stricken gebunden, auf einen Wagen gepackt und im Trabe davongeführt. Nach langer Fahrt erreichte man die russische Hauptstadt, die aber der Gefesselte in seiner kümmerlichen Lage nicht erkannte. Vor einem großen Schloß setzte man ihn ab; die Bande wurden ihm gelöst und bald befand er sich in einem prachtvollen Gemach, verwirrt und voll Angst über sein weiteres Schicksal.

Sogleich trat ein vornehmer Herr in goldgestickter Uniform ein, reich mit Orden behangen. Der Schäfer warf sich zu Boden, ihm die Füße zu küssen; aber eine ihm wohlbekannte Stimme sagte: „Cyrill, kennst du mich nicht? Kennst du deinen Bruder Gregor nicht mehr?"

Nach einigem Zögern und scheuem Zurücktreten faßte sich

Cyrill, und der in Lumpen gekleidete Leibeigene sank in die Arme des Günstlings der Kaiserin.

Mit der Freude des überraschenden Wiedersehens, das er dem armen, ganz alleinstehenden Bruder gemacht hatte, begnügte sich Gregor indes nicht. Er beschenkte ihn und verschaffte ihm ein sorgloses Leben. Nach Verlauf eines Jahres beförderte er ihn zum Kosakenhetman am Don. Der ohne Zutun weit über seine Geburt Erhobene hatte nun Gelegenheit, sich durch tapfere Taten das große Glück zu verdienen, das ihm so plötzlich zugefallen war. In den Kämpfen mit den Grenzbewohnern erntete er großen Ruhm und durch das bei den Kosaken übliche Beutemachen große Schätze. Nun konnte er leben wie ein großer Herr, und er fand sich ohne Mühe in seinen neuen Rang, als Katharina II., bei deren Thronbesteigung er sich hervorgetan hatte, ihn in den Grafenstand erhob und zum Feldmarschall ernannte. Wohl war er ein Emporkömmling, aber er verdankte seinen weiteren Aufstieg seiner Tüchtigkeit und seinem Mut.

Das Haus Rasumowski blieb in der Folge bei dem erst erreichten Höhepunkt nicht stehen. Ein Nachkomme des Schäfers gelangte darüber noch hinaus, durch ein Unglück, das sein Erbglück ins Kraut schießen ließ.

Graf Rasumowski der Jüngere war russischer Gesandter beim Wiener Kongreß. Eine wüste Stelle der Wiener Vorstadt war von ihm mit ungeheurem Aufwand in eine fürstliche Residenz verwandelt worden. Durch ein herrliches Eingangstor gelangte man zu drei Palästen mit Gebäuden für den Marstall, mit Reitschule, Schloßkapelle, Theater und Bädern. Dahinter dehnte sich ein Park, zu dem eine breite Brücke über den Donaukanal führte.

Im Innern der Gebäude war orientalische Pracht mit Petersburger Gediegenheit und englischer Bequemlichkeit vereinigt. Einige Male schon hatte der Besitzer den kaiserlichen Hof und die anwesenden Gäste bei sich empfangen. Nun sollte im eben vollendeten großartigen Anbau, den der Besitzer mit Beziehung auf das berühmte kaiserliche Schloß in Petersburg „das neue Winterpalais" genannt hatte, ein Fest stattfinden, wie es

nach des Gastgebers und anderer Russen großsprecherischer Versicherung der Kongreß noch nicht gesehen hatte. Dies Wort ging allerdings in unerwarteter Weise in Erfüllung, in einer Großartigkeit, die Entsetzen erregt.

Als etwas Neuartiges war im Winterpalast eine Luftheizung eingebaut, die von Heizöfen in den Kellerräumen aus mittels eiserner Röhren, die in den Wänden lagen, Zimmer und Säle aller Stockwerke erwärmte. Die Feuer der Tag und Nacht für das bevorstehende Fest tätigen Zuckerbäckerei hatten einen Teil dieser Leitung bis zum Glühen erhitzt, so daß das angrenzende Balkenwerk wohl schon zwei Tage glimmte, indes die Tapezierer den ganzen Bau lustig mit Prunkdecken und Blumengewinden schmückten. In der Nacht brach das Feuer aus. Rasumowski, der leidend war, wurde nur mit Mühe vom herbeieilenden Kammerdiener gerettet. Feuersignale, Sturmgeläut gellten durch die Nacht; der Generalmarsch der Trommeln erklang in den Straßen; Hörner und Trompeten riefen die Soldaten zur Hilfe herbei. Spritzen und Löschmannschaften rasten heran, sie mußten sich teilweise durch Niederhauen der Parkbäume erst einen Weg zum Brandplatz bahnen. Bald waren in Scharen Bürger und Soldaten am Schauplatz versammelt; zwischen ihnen Generale, Freunde und Landsleute des Festgebers, Gesandte, Minister, Fürsten und Erzherzöge, zuletzt sogar der Kaiser selbst. Am schlimmsten wütete das Feuer in dem prächtigen Neubau. Das Kupferdach glühte, zerschmolz und rann in grünleuchtenden Strahlen an den Wänden nieder. Die herrlichen Kunstsammlungen, eine auserlesene Bibliothek, kostbares Gerät mannigfaltigster Art, alles war verloren.

Der Kaiser umritt die Brandstätte und stieg dann ab, um sich zu dem unglücklichen Besitzer geleiten zu lassen. Er mußte auf Brettern gehen, die über den vom Spritzenwasser aufgeweichten Boden durch den Park gelegt waren. An eine etwas höher gelegene Stelle des Parkes, ganz abseits, hatte man den Grafen Rasumowski gerettet. Er war in einen Zobelpelz gehüllt, hatte eine Samtmütze tief über den Kopf gezogen und

kauerte weinend unter einer entlaubten Platane. Der Kaiser war tief ergriffen und zeigte die innigste Teilnahme.

Auch der russische Kaiser Alexander kam auf demselben halsbrecherischen Wege herbei, um Trost zu spenden. Da er aber teilnehmende Worte allein, selbst wenn sie von einem Kaiser kamen, nicht für ausreichend halten mochte bei einem so ungeheuren Verlust, so erhob er den Grafen schlankweg in den Fürstenstand. So hatte das Unglück diesem mehr Ehren gebracht, als es selbst das schönste Gelingen des geplanten Festes vermocht hätte. Aus den Flammen hatte sich sein Haus, das Haus des einstigen Schafhirten, zu neuem Aufblühen höher denn zuvor erhoben. A. O.

Das Lazarett für Sanitätshunde in Jena. — In diesem Weltkriege sind zum ersten Male auch vierbeinige Helfer in den



Im Garten des Lazaretts.

Dienst des Roten Kreuzes getreten, die treuen Sanitätshunde. Mit ihren mutigen Führern dringen sie nach Schlachten bis in die vordersten Stellungen, suchen Verwundete in Büschen, verschütteten Schützengräben, Wolfsgruben, Kellern und sonstigen



Baracke für Schwerkranke (vierteilig).

Verstecken, melden und helfen die Unglücklichen bergen. Zweitausend Sanitätshunde haben, nach den neuesten Feststellungen, etwa dreitausend unserer tapferen Krieger, die sonst rettungslos verloren gewesen wären, das Leben erhalten.

Es ist schon deshalb nur recht und billig, daß man sich der in Ausübung ihrer Retterarbeit verwundeten und kranken Tiere liebevoll annehmen und in einer besonderen Anstalt für ihre Genesung Sorge tragen will. Der Vorsitzende des Vereins der Tier- und Menschenfreunde in Jena, R. Geyer, kam auf den

Gedanken, ein Lazarett für Sanitätshunde zu errichten, und erklärte sich bereit, sein im waldumkränzten Hochtale von Lichtenhain gelegenes Landhaus zur Verfügung zu stellen. Im Einvernehmen mit dem Deutschen Verein für Sanitätshunde



Ankunft eines Patienten von der Front.

wurde Anfang August mit dem Bau des Lazarettes begonnen, und Ende des Monats war das Unternehmen bereits so weit, daß als erste Pfleglinge die Sanitätshunde „Fritz" und „Wolf" aus Müllheim (Ruhr) Aufnahme finden konnten. Die beiden nervenkrank gewordenen Tiere haben sich in dreiwöchiger Pflege und Behandlung im Lazarett so erholt, daß sie wieder felddienstfähig sind. Bis jetzt sind in der kurzen Zeit des Bestehens im ganzen zwölf Sanitätshunde ins Lazarett aufgenommen worden. Die ärztliche Behandlung hat dank des Herrn Professor Hobstetter die Großherzogliche Tierarzneischule

in Jena übernommen. Die Pflege der Tiere läßt sich Herr Geyer angelegen sein.

Es gibt drei verschiedene Arten von Baracken: für schwerkranke, für erholungsbedürftige und für die mit ansteckenden Krankheiten behaftete Tiere.

Eine Baracke für schwerkranke Tiere besteht aus zwei Teilen; dem vorderen, einem mit Drahtgitter verschlossenen Laufraume, und dem hinteren, der als Aufenthaltsraum für die Nacht und an kalten Tagen dient. Jeder Teil birgt eine Lagerstätte; die im vorderen Raume ist eine Art von erhöhtem Ruhebett, auf dem das kranke Tier zugleich ein Sonnenbad nehmen kann. Die weniger kranken Tiere haben ein Häuschen mit einem Vor- und einem Schlafraum, in dem eine große, liegende Lichtenhainer Biertonne mit eingelegter Strohmatratze ihre besondere Gunst zu haben scheint. Als Futter erhalten die Hunde Soldatenkost aus der Garnisonküche in Jena und außerdem auf den Kopf ein Liter Milch täglich. Die schwächeren, besonders magenkranken und nervösen Hunde bekommen je nach ihrem Zustande Haferschleim, Eier, Wein und Honig.

Das Lazarett ist von einem Lichtenhainer Zimmermann und einer Anzahl Soldaten, die von der hiesigen Genesungskompanie bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurden, erbaut. Alle Ausgaben konnten bisher aus freiwilligen Gaben bestritten werden. E. D.

Gekrönte Häupter gegen das Duell. — Von Zeit zu Zeit wird im Reichstag und in der Presse die Duellfrage behandelt, gewöhnlich dann, wenn irgend ein Ereignis dazu die Ursache leidenschaftlicher Auseinandersetzungen bietet. Bis zur Stunde noch steht Meinung gegen Meinung; zu irgend einer entscheidenden Lösung aber kam es trotz der juristisch und ethisch vertieften Abwehr niemals. Die Hoffnung, daß Duelle jemals gänzlich aufhören werden, ist gering, trotzdem es fast zum Gemeinplatz geworden ist, daß die Sitte, Ehrenhändel mit der Waffe zu entscheiden, als Überrest geschichtlicher Überlieferungen auf dem alten Brauch des „Gottesurteils" beruht.

Viele gekrönte Häupter, darunter nicht wenige, deren Stirn

von der Gloriole der persönlichen Tapferkeit und des Ruhmes umstrahlt war, wendeten sich scharf gegen die Berechtigung des Duells und die Widersinnigkeit dieses mittelalterlichen Brauches.

Fürsten des 16. und 17. Jahrhunderts erließen strenge Verordnungen gegen die Duellanten. Heinrich III. von Frankreich setzte gegen den Zweikampf die Strafe des Rades, Heinrich IV. den Tod durch das Schwert und Ludwig XIII. ließ am 23. Juni 1627 drei Duellanten, Montmorency, Beuteville und Deschaperelles, in Paris enthaupten.

Unter den Regierungen dieser drei französischen Könige waren Ehrenhändel so allgemein geworden, daß jahraus jahrein viele Hunderte im Zweikampf fielen, so daß aus Gründen der Staatswohlfahrt nötig wurde, gegen solches Treiben vorzugehen. So suchte man auch in Deutschland und Österreich die Unsitte auszurotten. Der Große Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm erließ eine überaus grausame Strafverordnung gegen Duellanten. Die habsburgische Kaiserin Maria Theresia drohte durch einen Erlaß von 1755 jedem Duellanten mit Todesstrafe. Auch Friedrich der Große und Kaiser Joseph II. eiferten wider den Zweikampf mit größter Erbitterung.

Graf v. Chasot, ein dem engeren Freundeskreise Friedrich des Großen nahestehender Offizier, tötete seinen Gegner in einem Säbelduell. Friedrich verabschiedete den Günstling mit den zornigen Worten: „Ich liebe tapfere Officiers, aber Scharfrichters kann ich in meiner Armee nicht gebrauchen."

Bedeutsamer als diese Äußerung ist eine landesherrliche Verfügung des großen Königs über die Nichtberechtigung der Offiziere, von ihren Vorgesetzten Genugtuung mit Waffen zu fordern. Das scharfe Schriftstück lautet:

„Mein lieber General-Major von Saldern. Ich finde zur Erhaltung der Subordination bey der Armee folgendes als einen Anhang des Reglements und der Kriegsarticuln Kund zu machen: Wenn ein Officier von seinem Cheff oder Staabsofficier geschimpfet oder gar mit dem Stock von selbigem gedrohet würde, alß wolle Er Ihn stoßen oder schlagen, so muß der beleidigte Officier, so lange Er im Dienst ist, stille dabei

seyn. Sobald aber der Dienst völlig vorbey ist, so Kan derselbe wegen des Schimpfs gehörige Satisfaction darüber suchen. Hingegen, wenn ein Officier von Cheff oder Stabsofficier, worinnen mit scharffe worthe repimandiret, oder wegen dieser oder jener Sache corrigiret würde, und solcher Officier sich unterstehet, von dem Cheff oder Stabsofficier deshalber Satisfaction zu suchen und diesen herauszufordern, um Sich mit Ihm herumzuschlagen, so soll derselbe, wenn Er Ihn herausgefordert hat, zu 8 Jahr Vestungsarrest condamniret, auch wenn er den Degen gezogen, auf ewig mit dergleichen Vestungsarrest beleget werden. Hat Er aber hierbey den Stabsofficier verwundet, so soll er ohne gnade exquibusiret, auch wenn solches im Dienst geschehen, ohnausbleiblich decoliiret werden. Ihr sollet also diese Meine stricte ordre allen Officiers Eures Regiments zur Wissenschaft und achtung publiciren. Ich bin Euer wohlaffectionirter König. (gez.) Friedrich. — Potsdam, den 1. May 1744. — An den General-Major v. Saldern."

Auch Kaiser Joseph II. verdammte in gleich rücksichtsloser Form das Duell. Ein Brief an einen seiner Generäle lautet:

„Herr General! Den Grafen v. K. und Hauptmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend, jung, von feiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. ist ein alter Kriegsknecht, der jede Sache mit dem Degen und den Pistolen berichtigen will, und welcher das Cartel des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte. Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere; verachte die Grundsätze derjenigen, die ihn zu rechtfertigen suchen und sich mit kaltem Blute durchbohren.

Wenn ich Officiere habe, die sich mit Bravour jeder feindlichen Gefahr blosgeben, die bei jedem sich ereignenden Falle Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriffe und in der Vertheidigung zeigen, so schätze ich sie hoch; die Gleichgültigkeit, die sie bei solchen Gelegenheiten für den Tod äußern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich.

Wenn aber hierunter Männer sein sollten, die alles der Rache und dem Hasse für ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so ver-

achte ich dieselben; ich halte einen solchen Menschen für nichts Besseres, als einen römischen Gladiator.

Veranstalten Sie ein Kriegsgericht über diese zwei Officiere, untersuchen Sie mit derjenigen Unparteilichkeit, die ich von jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streites, und wer hierin am meisten schuldtragend ist, der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze.

Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazeths angemessen ist, und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Officiere rauben! Noch gibt es Menschen, die mit dem Charakter von Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthans vereinbaren, und das kann nur der sein, der die Staatsgesetze ehrt.

Wien, August 1771. Joseph."

Auch Napoleon erklärte, daß der Zweikampf auf falschem Ehrgefühl beruhe, indem es das dem „Vaterlande gehörige Leben einer elenden Privatsache opfere".

In England war es der Prinzgemahl Albert, der Gatte der Königin Viktoria, dessen Bemühungen es zu danken war, daß der Unfug des Zweikampfes, der im Lande maßlos überhandgenommen, aufhörte. Das Verdienst des Koburger Prinzen war es, daß die englische Regierung vor einem Menschenalter den Kriegsartikeln die Bestimmung hinzufügte und durchsetzte: „Daß es dem Charakter eines Ehrenmannes angemessen sei, sich für verübtes Unrecht und Beleidigung zu entschuldigen, begangenes Unrecht wieder gut zu machen, und ebenso für den gekränkten Teil dieses anzunehmen."

Seit der Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verschwand das Duell in England; kein „Gentleman" würde wagen, sich zu duellieren.

König Johann von Sachsen, der Übersetzer Dantes „Göttlicher Komödie", der unter dem Namen „Philalethes" schreibende Dichter und Gelehrte, hinterließ eine Novelle, worin er sich in geistreicher Form gegen die Duellsitte aussprach.

Die wenig bekannte Erzählung erschien 1885 mit dem Titel:

„Der Entehrte“ in der Festnummer einer Wohlfahrtsunternehmung, der „Liebesspende für die Kinderheilanstalt zu Dresden“. Die Erzählung schildert die gesellschaftlich demütigenden Schicksale eines Offiziers, der aus religiösen und sittlichen Gründen die Forderung zu einem Zweikampf ablehnte. Durch eine Reihe von Verwicklungen wird der aus dem Dienst geschiedene Mann zum Retter dreier Menschen, eines Generals, dessen eine Tochter er liebte, und ihrer Schwester, nachdem ihm durch sein Verhalten auch das Haus dieser Familie verboten worden war. Die letzten Worte des Generals, den der gesellschaftlich Geächtete über die wahren Gründe seiner Ablehnung unterrichtet hatte, lauten: „Sie haben mich überzeugt, daß es noch eine andere Ehre gibt, als was die Welt so nennt; und höheren Mut als den, der auf der Degenspitze des Duellanten schwebt.“ Dr. A. K.

Die Leitung zerstört. — „Die verwünschte Knallerei heute wieder einmal! Die Franzosen werden uns sicher die Leitungen wieder zerschießen.“ Grimmig ruft es der Telegraphist am Klappenschrank seinem Kameraden zu, der eben mit dem Aufnehmen eines Fernspruches beschäftigt ist.

„Und wir können sie dann wieder flicken,“ vollendet der den Gedankengang, ohne sich dabei in der Niederschrift des Fernspruches stören zu lassen.

„Rrrr!“ Eine Klappe fällt und rasselt noch Sekunden leise auf und nieder.

„Hier Vermittlung der ...ten Brigade!“ meldet sich der Telegraphist.

„Hier ...te Division. Bitte die ... Jäger!“

„Ich werde rufen!“ Ein-, zweimal dreht der vom Schrank die Kurbel und lauscht aufmerksam. Die angerufene Station meldet sich nicht. Dreimal rasselt der Induktor. Ohne Erfolg.

„Hallo, Jäger, — sind die ... Jäger dort?“ Keine Antwort. Anhaltend schwirrt die Kurbel. Die Jäger bleiben stumm.

„Na ja, da haben wir den Salat,“ brummt der vom Schrank.

„Hallo, ist Division noch dort?“

„Hier Division!“

„Ja, die Jäger melden sich nicht. Die Leitung scheint zerstört zu sein. Wir entsenden sofort zwei Störungssucher und rufen Sie an, wenn Verständigung erzielt ist. Schluß!"

„Ja, Fritz, es wird am besten sein, wenn du mit Klose losgehst. Der Franz muß sich ja ums Mittagbrot kümmern. Ich mache während der Zeit deinen Kram mit. Hoffentlich braucht ihr nicht so weit zu laufen. Es wird wohl wieder die bekannte Stelle sein, wo uns die Gesellschaft den Draht schon so oft zerknallt hat. Vergeßt Wachsdraht und Steigeisen nicht!"

„Na ja, schön, ich werde mir also Klose mitnehmen. Dann auf Wiedersehen!"

Den Karabiner auf dem Rücken, Feldfernsprecher nebst Batterie, Steigeisen und alle zum Ausbessern der zerstörten Leitungen erforderlichen Geräte in den Taschen verstaut oder übergehängt, bahnten sich die zwei Telegraphisten den Weg vorwärts. Über Felder und Wiesen, durch Hecken und Gärten, immer der Leitung nach. Noch war keine Unterbrechung zu entdecken. Jedenfalls war sie wieder auf der zwei Kilometer langen Straßenstrecke, die der Feind nach der Karte beschießen mußte, weil mehrere Höhen zwischen ihm und der bestrichenen Landstraße lagen. Er mochte wohl starken Verkehr auf diesem Hauptwege vermuten, denn er sparte auch heute nicht mit den Granaten. Von tiefen Trichtern waren die Äcker links und rechts der Straße zerrissen. Die alten Pappeln trugen klaffende Wunden; wie zerknickte Streichhölzer lagen dicke Äste rundum. Was wunder, daß die Fernsprechleitung immer wieder gestört wurde; blieb sie von den Geschossen selbst verschont, so tat ein getroffener starker Zweig das seine.

Vorsichtig Deckung suchend, strebten die Telegraphisten auf der gefährdeten Strecke vorwärts, schweigend, mühselig und langsam. Und doch hatten sie sich bisher in dem fast undurchdringlichen Nebel, der von den Tälern herauf bis an die Pappelreihe der Straße seine Schwaden sandte, ziemlich sicher fühlen können. Nun aber lichtete sich der Himmel, und mit den ersten wärmenden Sonnenstrahlen kamen auch schon zischend und fauchend die feindlichen Granaten geflogen. Keine

hundert Meter vor ihnen schlug ein Geschoß ein, eine ungeheure Wolke von Erde und Steinen, mit dichtem, schmutzigweißem Rauch vermischt, in die Lüfte schleudernd. Den beiden Kameraden stak der Schrecken noch in den Gliedern, als sie sich dem Rande des frischen Trichters näherten. Aber wie die unglücklichen, so kommen auch glückliche Zufälle selten allein: nur wenige Schritte vor der Einschlagstelle hingen von einem stehengebliebenen Mast die zerrissenen Leitungsdrähte herunter.

Schneller als je im Leben hatten sie ihre Geräte bereit, die herunterhängenden Enden mit einem Stück Draht verbunden, die Leitung geprüft und ein wenig nachgezogen, die Geräte wieder auf den Rücken — und den Rückweg wieder unter den eilenden Füßen. Sie wußten ja aus den gestrigen Fliegermeldungen, daß diese eine Granate, die sie glücklich verschont hatte, nur das Signal war zum Schrecken, der nun kam. Kaum waren sie im Unterstand, da nahm die Feuerfolge und Feuergeschwindigkeit auf allen Seiten rasend zu, der Abschuß und die Explosion der Geschosse schienen zusammenzufallen, alle Feuerschlünde waren unaufhaltsam in Tätigkeit, Blitz auf Blitz durchzuckte die Luft, die Erde erdröhnte in ihren Grundfesten, donnernd, krachend, sausend, heulend und klagend pfiff es durch die Lüfte, daß die ganze Atmosphäre sich dauernd in zitternder Bewegung befand. Alle Mächte der Hölle schienen losgelassen zu sein.

Diesmal hielt der Draht und konnte vor allem noch rechtzeitig einer gefährdeten Abteilung rettende Kunde bringen. Und der Telegraphist konnte von seinem Schrank aus der Division melden: „Die Leitung ist wieder hergestellt. Die Jäger konnten sich auf gut gedeckte Stellungen zurückziehen." E. Trebesius.

Die Luftperspektive als Hilfsmittel zur Abschätzung größerer Entfernungen. — Richtige Abschätzung von Entfernungen ist von größter Wichtigkeit im Felde. Dem Schützen gibt sie Treffsicherheit, den Marschierenden lehrt sie seine Kräfte sparsam zu verwenden, dem Beobachter sichert sie zahllose Anhaltspunkte von unschätzbarem Werte.

Worauf baut sich nun das Abschätzen von Entfernungen auf? Dreierlei ist dem Menschen dabei behilflich.

Zunächst ist es das stereoskope Sehen mit beiden Augen, deren jedes ein etwas anderes Bild empfängt. Dadurch erhalten nähere Dinge gegenüber entfernteren in unserem Sehkreise verschiedene Stellung und der Unterschied wird mit zunehmender Entfernung der Vergleichsgegenstände immer auffälliger. Das ist es, was das plastische, das körperliche Sehen vermittelt, woraus wir halb unbewußt auf die Größe von Entfernungen schließen.

Der Einäugige ist bei völlig ruhiger Haltung des Kopfes der Möglichkeit plastischen Sehens beraubt, aber er braucht nur den Kopf hin und her zu bewegen, um beide Bilder statt gleichzeitig nacheinander in sich aufzunehmen.

In größerer Entfernung als 400—500 Meter hört aber diese „Tiefenwahrnehmung im freien Sehen" auf. Hier beginnt das Verwendungsbereich der optischen Instrumente und Entfernungsmesser mit ablesbarer Skala, deren Verwendung im Kriege von allergrößter Bedeutung ist.

Ein zweites sichereres Hilfsmittel zum Schätzen von Entfernungen bietet die Perspektive, wodurch der gleiche Gegenstand in unserem Gesichtsfeld größer erscheint, je näher er ist. Dieser Umstand ermöglicht es, mit Leichtigkeit die Entfernung von Gegenständen zu ermitteln, deren Größe man kennt, oder die Größe eines Gegenstandes in bekannter Entfernung. Darauf beruht die Einrichtung der gewöhnlichen Entfernungsmesser.

Nun ist diese Art der Abschätzung zwar auf jede Entfernung anwendbar, sie setzt aber voraus, daß Gegenstände von annähernd bekannter Größe zum Vergleich gegeben sind. Ist das nicht der Fall, was in freiem Gelände häufig vorkommt, so ist diese Art der perspektivischen Abschätzung nicht zu nützen.

Da hilft uns nun die sogenannte Luftperspektive, auch Farbenperspektive genannt, deren Wirkungen nur wenigen zum Bewußtsein kommen. Sie beruht auf der Farbenänderung der Gegenstände in der Entfernung infolge Absorption (Aufsaugung) des Lichtes.

Luftperspektive nennt man sie, weil die zwischen dem ab-

zuschätzenden Gegenstande und dem Beobachter befindliche Luft gewisse optische Veränderungen des geschauten Bildes bewirkt — Farbenperspektive wegen ihres Einflusses auf die Farbenwirkung.

Schon Goethe beschäftigte sich in seiner Farbenlehre mit den Grundlagen der Luft- und Farbenperspektive, und schon im Zimmer können wir ähnliche Beobachtungen anstellen. Durch eine Milchglasglocke erscheint uns das sonst ziemlich weiße Licht gelbrot bis rot, während Milchglas, von weißem Licht beschienen, bläulich wirkt. Starker Nebel wirkt dem Milchglas ähnlich. Bei auffallendem künstlichem oder Tageslicht erscheint er selbst blaugrau, während das Licht der Sonne oder eines Feuers, durch eine Nebelschicht verdeckt, gelbrot erscheint.

Das Milchglas, die Nebelschicht sind für die roten, orangefarbenen und gelben Strahlen des weißen Lichtes — das ja in Wirklichkeit die Mischung sämtlicher Lichtfarben ist — mehr oder minder durchlässig, blaue Strahlen halten sie zurück. So kommen diese Erscheinungen zustande.

Aber nicht bei eigentlichem Nebel allein kann man sie beobachten; auch bei gewöhnlicher Luftbeschaffenheit treten sie, freilich in vermindertem Maße, auf. Die Natur selbst bietet uns zwei alltägliche Erscheinungen dieser Art. Bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang muß das Licht einen weit größeren Weg durch die Erdatmosphäre zurücklegen, um zu uns zu gelangen, als bei hohem Sonnenstande. Das prächtige Farbenspiel, das wir zu diesen Zeiten am Himmel bewundern können, ist eine Folge der verschiedenen Durchlässigkeit der Luftschichten gegenüber den Farben orangegelb und rot einerseits, sowie blau anderseits. Entsprechend dem Feuchtigkeits- und Staubgehalt der Luft schwankt die Stärke der optischen Erscheinung genau wie beim Nebel.

Aber schon verhältnismäßig kurze Luftzwischenräume bewirken besondere Änderungen der Farbenwerte. Zunächst macht sich der Luftschleier als bläulicher Dunst in den Schatten, in den nicht von der Sonne beschienenen Stellen bemerkbar. In solchen Fällen ist schon bei verhältnismäßig kurzer Entfernung

festzustellen, daß alle Farben allmählich in einem gemeinsamen Dunkelblaugrau verschwimmen, bis schließlich in gewisser Entfernung alle Farbunterschiede verschwinden.

An den von der Sonne beschienenen Stellen zeigen die Gegenstände noch in größerer Entfernung die gleichen unterschiedlichen Färbungen wie in der Nähe. Aber auch hier beginnt schließlich eine Änderung einzutreten. Die einzelnen Farben verschmelzen immer mehr zu Hellblau und Hellgrau. Die Landschaft besteht nur noch aus hellen und dunkleren graublauen Teilen. Mit zunehmender Entfernung hört aber selbst dieser Unterschied auf. Die Schatten werden immer heller, die sonnigen Stellen immer dunkler und verschwimmen schließlich im bläulichen Dunst der Ferne.

So heben sich einzelne hintereinander gelegene Gegenstände, Bäume, Häuser, bewaldete Stellen und Höhenzüge infolge der Luft- und Farbenperspektive voneinander ab. Der geübte Beobachter kann daraus Schlüsse ziehen, Entfernungen abschätzen, die Breite der dazwischenliegenden Gelände bestimmen und die Höhe der Berge schätzen.

Wie dem Kundigen die Luftperspektive ein wichtiges Hilfsmittel bietet, so wird der Unerfahrene häufig durch sie irregeführt. Denn der Feuchtigkeits- und Staubgehalt der Luft schwankt nicht nur je nach der Witterung, in der gleichen Gegend, sondern für jeden Punkt der Erde sind die gewöhnlichen Verhältnisse verschieden. Im Flachlande, im Hügellande sind andere atmosphärische Verhältnisse gegeben als im Mittel- oder Hochgebirge. Das bedingt eine schwankende Stärke der Erscheinung. Bei dunstigem, trübem Wetter zeigen sich die Farbenänderungen schon in kurzer Entfernung, wodurch man verleitet wird, die Abstände der Dinge und zugleich die Größe der Gegenstände zu überschätzen. Übermäßig reine und klare Luft führt dagegen leicht entgegengesetzt irre, und wir unterschätzen die Höhe weit entfernter Berge, weil wir sie für nahe halten. Täler werden übersehen, und hintereinander liegende Höhen verschmelzen. Nur genaue Einschätzung aller Nebenumstände kann zu einem richtigen Ergebnis bei der Beurteilung von Entfernungen und

Höhen dienen, und was nebensächlich erscheint, kann zu einer Quelle von Fehlern werden. M. F.

Balzacs Rechnungen. — In dem hübschen Pariser Villenvorort Passy liegt in der Rue Raynouard ein bescheidenes Haus, das im Laufe der Jahre zu einem Wallfahrtsort der Verehrer des Dichters Balzac geworden ist. In dem mittelsten der von Balzac ehedem bewohnten Räume steht noch ein kleiner Schreibtisch mit einer Unmenge von Schubladen. Dort hob Balzac sein Geld auf — wenn er welches hatte.

An diesen Schreibtisch mit seinen vielen Schubfächern knüpft sich folgende kleine Geschichte. Der Dichter hatte die Gewohnheit, wegen der größeren Ruhe in der Nacht zu arbeiten und bis spät in den Tag hinein zu schlafen. So kam es, daß eines Mittags sein Schneider, mit einer langen Rechnung bewaffnet, ihn aus den schönsten Träumen riß.

Mit unwillig grollender Stimme kam es vom Bett her: „Was wollen Sie denn von mir?"

„Ich habe die Rechnung für die letzten Anzüge mitgebracht, Herr v. Balzac."

Dieser, sich die Augen reibend, deutete zum Schreibtisch hin: „Öffnen Sie, bitte, die oberste Schublade rechts," sagte er zu dem Schneider.

Der machte sich ob der schnellen Erfüllung seiner gewagtesten Hoffnungen eilfertig an den Schreibtisch heran. „Da ist nichts drinnen!" antwortete er aber alsbald.

„Dann also die nächste."

„Ebenfalls leer."

„Noch tiefer, die nächste."

„Auch nichts vorhanden."

„Vielleicht in der Reihe auf der linken Seite!"

Nach vergeblichem Durchsuchen auch dieser Seite gelangte der Schneider endlich zu einem Fach, das voll von Papieren war. Freudig rief er aus: „Hier sind Papiere, da wird wohl auch Geld sein."

Ruhig antwortete Balzac: „Ach nein, das sind lauter unbezahlte Rechnungen. Legen Sie die Ihrige oben auf."

Damit drehte er sich gegen die Wand, und nach wenigen Minuten trieb das kräftige Schnarchen den enttäuschten Gläubiger aus der Wohnung hinaus. O. v. B.

Der beförderte Wilddieb. — Der etwa 440 Quadratkilometer große „Reinhardswald" zwischen Weser und Diemel im Regierungsbezirk Kassel ist nicht nur seiner prächtigen Eichenbestände, sondern auch seines Wildreichtums wegen berühmt. Die Bewohner aber der inmitten dieses Waldkomplexes gelegenen Orte waren von jeher ebenso berüchtigt als Wilderer. Dem letzten Kurfürsten von Hessen-Kassel war der Reinhardswald besonders ans Herz gewachsen, und nichts konnte diesen sonderbaren hohen Herrn mehr in den Harnisch bringen, als wenn ihm etwas über Wilddiebereien in seinem Lieblingsforst zu Ohren kam.

Nun war in Gottesbüren, einem dieser Walddörfer, das seinen Jahrhunderte alten Ruf als Wallfahrtsort im Laufe der Zeit mit dem eines Wilderernestes vertauscht hatte, ein Pfarrer Dr. Feierabend seit Jahren Inhaber der neben anderen Unannehmlichkeiten ärmlich ausgestatteten Pfarrstelle, von der aus er sich schon mehrfach um andere Stellen beworben hatte. Obgleich das Konsistorium die Gesuche des tüchtigen Priesters stets beim Kurfürsten unterstützt hatte, war bisher alle Mühe vergebens gewesen. Und der Grund: eine der vielen Schrullen des letzten Kurfürsten bestand nämlich darin, daß, wenn seinem hochmögenden Ohr ein Name aus irgend einem für gewöhnliche Sterbliche ganz unerfindlichen Grunde „unangenehm" klang, der unglückliche Träger desselben bei seinem Landesvater schon von vornherein „fertig" war, mochte er sonst auch noch so fähig und tüchtig sein. Dieses Pech hatte nun ohne Zweifel auch der besagte Dr. Feierabend, der sich trotzdem auf Anraten eines Bekannten um die gerade frei gewordene, sehr einträgliche Pfarrei zu Felsberg bewarb.

Wie gewöhnlich war vom Konsistorium die Bestallungsurkunde schon ausgefertigt und wurde von dem Feierabend befreundeten Rate dem Kurfürsten zur Unterschrift vorgelegt. Der Kurfürst hatte jedoch kaum den Namen des Bewerbers

gelesen, als er auch das Aktenstück sogleich mit einem höchst ungnädigen Gebrumm weglegte. Da ließ sich der vortragende Geheimrat halblaut vernehmen: „Hm, es wäre doch bald Zeit, daß der aus dem Reinhardswald herauskäme." Sowie aber das Wort „Reinhardswald" an des Kurfürsten Ohr schlug, fuhr dieser auch schon auf: „Wie, was? Warum aus Reinhardswald heraus? Feierabend Wilddieb? Was?" — „Das wollte ich nicht direkt sagen, ich weiß nur, daß der Bewerber einen guten Braten liebt und auch ein — guter Schütze war." „So, so, hm, hm, — schlecht Beispiel nicht leide — Reinhardswald mein ist," ließ sich der Kurfürst polternd vernehmen, ergriff hastig die Feder wie das eben weggelegte Gesuch und — Dr. Feierabend war wohlbestallter Metropolitan in Felsberg, worauf er nicht im Traume mehr zu hoffen gewagt hatte. Er erfuhr auch nicht, welchem Umstande er sein Glück zu verdanken hatte.

Später wurde die Main-Weser-Bahn gebaut, deren Station Gensungen in der Nähe von Felsberg liegt. Bei der Einweihung befuhr der Kurfürst mit Gefolge die Strecke bis zu dieser Station, wo er festlich empfangen wurde. Unter den verschiedenen Rednern befand sich auch an der Spitze der Abordnung von Felsberg der Pfarrer Feierabend, dessen schwungvolle Rede auf den Kurfürsten einen ersichtlichen Eindruck machte. Er trat auf den im Chorrock Dastehenden zu und reichte ihm leutselig die Hand: „Danke, danke — schön, recht schön gemacht — guter Schütz — alter Wilddieb — hab' 'n aber aus 'm Reinhardswald 'rausgeschafft!" Der völlig erstarrte Pfarrer wußte nicht, wie ihm geschah; nachdem er sich zusammengerafft, erwiderte er: „Halten zu Gnaden, Königliche Hoheit, ich verstehe nicht! Ich habe noch nie im Leben ein Gewehr in der Hand gehabt, wie kann ich ein Wilddieb —?" In bester Laune unterbrach ihn der Kurfürst: „Still, weiß schon — nicht leugnen — nicht zum Rocke paßt." Damit wandte er sich anderen Abordnungen zu.

Als später Feierabend beim Abschied des Kurfürsten seine Unschuld wiederholt beteuern wollte, unterbrach ihn dieser lachend: „Weiß, was ich weiß — vorüber ist — Ihm in Gnaden gewogen bin."

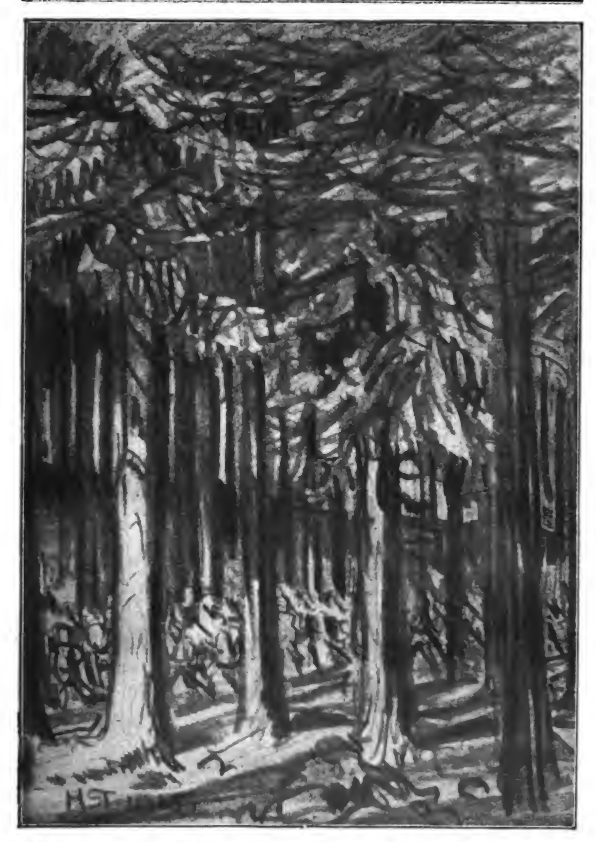
Aus den belustigten Mienen des kurfürstlichen Gefolges konnte der ganz Verdutzte schließen, daß dahinter etwas stecken müsse, und auf seine Nachfrage erhielt er auch die erwünschte Aufklärung. Das aber konnte doch nicht hindern, daß man sich in Felsberg noch lange zuflüsterte, daß ihr alter, guter Pfarrer früher ein Wilddieb gewesen sei, was übrigens seinem Ruf nicht im mindesten geschadet hat. A. M.

Wie ein Kunstmaler den Landsturmdrill ansieht, zeigt ein Brief, den wir in der Urschrift besitzen, in so liebenswürdiger Form, daß wohl vielen lohnend erscheinen mag, diesen Beitrag zur Zeitgeschichte dauernd zu bewahren. Es ist mehr als ein Brief schlechthin, weil aus diesen Zeilen mehr Erklärung für die Tüchtigkeit und Geschlossenheit der deutschen Heere zu lesen ist als aus mancher gelehrten Abhandlung über den gleichen Stoff. Der Maler schreibt: „Du sollst den Feiertag heiligen — das lernt man neben allerlei anderem in der Kaserne, so zum Beispiel am Namenstag der Königin. Wir Soldaten heiligen den Feiertag, indem wir fromm und christlich in die Kirche gehen, damit man ja nicht zum Ruhen kommt. Da geht aber auch jeder brav mit, denn in der Kaserne kennt man die Mittel, wie man aus einem reißenden Wolf ein zahmes Hündchen macht. Kirchenparade ist kein Zwang, jeder Soldat im Deutschen Reich darf in diesem Fall tun, was ihm beliebt, und — doch geht jeder zur Kirche, weil die Zurückbleibenden gewisse Orte putzen müssen, oder Stiegen und Gänge fegen.

Ich stehe noch ganz unter dem Eindruck des heutigen Morgens, den ich in der hiesigen protestantischen Kirche verbrachte, während mein Malkasten im Koffer lauert und mir immer zuraunt: ‚Male doch die schönen Waldmotive, die du beim Schwärmen in der Schützenkette gesehen, male doch die Stimmungen der ersten Morgenfrühe, die du Tag für Tag hergezaubert erhältst, male doch die funkelnde Pracht der herbstlichen Bäume, der Szenerien, die an deinen Augen während eines Reisemarsches vorüberziehen.‘ So murrt und zetert ständig mein Malkasten, und ich muß ihn immer und immer liegen lassen, um in den Freistunden Kleider und Stiefel zu waschen, zu putzen, Helm-

und Knöpfe zu polieren, Patronentaschen, Gewehr, Brotbeutel und alles übrige instand zu halten. Schade um die vielen Stunden; aber auch das muß sein zur Ehre des Vaterlandes. Denn nach und nach merkt man deutlich, daß all die Quälerei mit dem Putzen, wo jeder vergessene Spritzer, ein abgelaufener Nagel oder ein schlecht geputzter Knopf zum Mittelarrest führt, höchst erzieherischen Wert hat, so daß aus einem zufällig zusammengeworfenen Haufen Menschen, von denen jeder andere Untugenden besitzt, im Laufe einiger Wochen ein einziges Wesen wird, das sich in allen Dingen gleich benimmt; es ist gleich pünktlich, ordentlich, sauber, müde, hungrig, hat sogar gleiche Verdauung, wird gleichmäßig angebrüllt, fürchtet sich nimmer vor Tod und Teufel, exerziert gleich unempfindlich gegen Regen, Kälte und Wind. Genau so, wie es der Herr Feldwebel bestimmt. Alles kann man beim Militär, etwas nicht können, gibt es nicht; wenn einer nicht marschieren kann, wird er angebrüllt und wieder angebrüllt und — auf einmal kann er es. So ging es mir mit dem Parademarsch. Das ist ein Ding, das mir eigentlich das Unbegreiflichste war und jetzt — schmeiße ich meine Beine aufs schneidigste und kann durch das schönste Siegestor einmal richtig einmarschieren. — Kann einer keinen Stiefel putzen, so kann er es in acht Tagen sehr gut, weil er alle Tage die Stiefel für die Unteroffiziere mitputzen muß, damit er es lernt. So geht es mit allen Dingen. Das hat mir nicht weh getan, denn ich versuchte mich von keinerlei Arbeit zu drücken, habe dadurch den Vorteil, daß ich gerade die unangenehmsten Hausarbeiten nicht verrichten brauche, die immer den Drückebergern aufgehalst werden, und das mit einer Kunstfertigkeit, die man nur in einer Kaserne findet.

In den ersten beiden Tagen empfand ich das Leben in der Kaserne als ganz fürchterlich. In meinem Zimmer schlafen zweiundvierzig wildfremde Menschen, immer zwei Betten übereinander, da ist nachts ein gar greulich Geschnarche, und früh brüllt eine Donnerstimme zur aufgerissenen Türe herein: ‚Aufstehen!!!‘ und mit einem Satz sind vierundachtzig Beine aus dem Bett, richtig aus dem Strohsack, und im nächsten Augen-



blick schon in den Hosen und draußen am kalten Wasser. Noch ins Abtrocknen hinein tönt ein fürchterlicher Ruf die Treppen herauf: ‚Antreten zum Kaffeefassen.‘ Dann heißt es auf den Hof rennen; der Mond scheint noch, im Gänsemarsch wartet man sich an den Kessel heran, schwapp hat man einen Liter

Kaffee in der Schüssel und fünf Minuten nachher im Magen, und nun kann der Tag beginnen. Die Sonne geht auf, wunderbare Stimmungen erscheinen am Fenster, aber: ‚Antreten‘ heißt es. Tornister auf und hinunter in den Hof. ‚Stillgestanden.‘ — ‚Richt euch.‘ — ‚Augen gerade aus.‘ — ‚Rührt euch.‘ So; nun geht's an. Aus der Linie in die Reihe setzen, aus der Reihe in Gruppen, aus Gruppen wieder die Linie herstellen, Schwenkungen mit Gruppen nach allen nur erdenklichen Möglichkeiten, Kommando folgt auf Kommando, so daß einem in den ersten vierzehn Tagen der Schädel brummt, und täglich kommt Neues hinzu.

Den eigenen Willen, eigenes Denken verliert man, das Ohr hört nichts mehr als die Stimme des Abrichters, mag ringsum ein noch so großes Durcheinander von Kommandorufen und Kasernenhofausdrücken die Luft durchschwirren. Wenn man einmal so weit ist, dann hat man gewonnen. Von Tag zu Tag wird man sicherer, und mit größter Ruhe sieht man jedem militärischen Ereignis entgegen, mag kommen, was da will.

Das ist ein höchst zu bewunderndes Kunststück, unsere militärische Ausbildung im Deutschen Reiche, wie man versteht und zu wege bringt, aus bloßen ‚Menschen‘ Soldaten zu machen. Man wird tatsächlich ein anderer. Der Träge wird schneller, der Schnelle langsamer, der Ängstliche schneidiger, der Wagehals überlegter, der Leise wird laut, der zu Laute bescheidener, kurzum jeder schleift sich von Tag zu Tag mehr dem Idealbild zu, das die Vorgesetzten von einem deutschen Soldaten haben. So konnte ich mir nie vorstellen, wie ich mit dem Bajonett einen Menschen durchbohren könnte, jetzt bin ich schon so weit, daß ich mir darüber gar keine Skrupel mache und auch einen Bajonettangriff als Selbstverständlichkeit ansehe....

Ich schreibe an einem Tisch, an dem zehn Mann herumsitzen, die politisieren, rauchen, lachen, Karten spielen, Helm putzen, sich rasieren und sonst was Erbauliches oder Nützliches treiben. — Seit ich den Brief begann, gab es allerlei Unterbrechungen, erstens durch eine Impfung, zweitens durch einen Reisemarsch mit vollem Gepäck, drittens durch ein Gefecht mit Vorposten=

dienst, viertens durch einen Stiefelappell, fünftens einen Uniformappell, sechstens hatte ich die Post zu holen, siebentens Singstunde, achtens Postappell und neuntens Tagesappell. Müdewerden muß man sich abgewöhnen, sonst kommt man zu gar nichts." Hans Stadelmann.

Schadenansprüche. — Auf Grund der merkwürdigsten und seltsamsten Vorwände werden oft Prozesse angestrengt und Schadenersatzansprüche geltend gemacht, ja selbst das Besitzrecht an einem amputierten Arme mußte bereits das Gericht beschäftigen. Das war vor einigen Jahren in Bolton in England der Fall. Der Vater eines verstorbenen jungen Mannes, der sich in einem dortigen Krankenhause einer Operation unterzogen hatte, verklagte das Spital auf Auslieferung des abgeschnittenen Armes, den er in den Sarg seines Sohnes legen wollte. Da der abgetrennte Arm aber nicht mehr vorhanden war, klagte er nunmehr auf einen Schadenersatz von zweihundert Mark. Lange und gelehrte Auseinandersetzungen erfolgten zwischen den Anwälten, ob dem Vater an dem Körper oder einzelnen Körperteilen seines Kindes ein Eigentumsrecht zustehe oder nicht. Die Entscheidung des Gerichtes ging dahin, daß dem Kläger kein Schadenersatz zuzubilligen sei, da es der Leiche des Gestorbenen gleichgültig sei, ob sie mit zwei oder nur mit einem Arme bestattet werde.

Eine Prophezeiung über das bevorstehende Ende der Welt gab einst zu einem eigentümlichen Prozeß Anlaß. Ein Professor in New York, der die fragliche Prophezeiung gemacht hatte, wurde kurz nach dem Tage, den er für den allgemeinen Zusammenbruch angegeben hatte, von einer Dame, die seine Prophezeiung für Wahrheit genommen hatte, verklagt. Die Klage stützte sich darauf, daß die Dame in dem Glauben, das Ende der Welt sei nahe, all ihr irdisches Hab und Gut an Freunde und Verwandte verschenkt hatte. Angetan mit einem weißen Gewande hatte sie vergeblich das Ende aller Dinge erwartet. Obwohl der Professor freigesprochen den Gerichtssaal verlassen konnte, mag sein Fall anderen Propheten doch als Warnung dienen, in ihren Behauptungen nicht gar zu genau zu sein.

Oft mag es nicht vorkommen, daß in einem Prozesse ein Geist erscheint, oder daß wegen Nichterscheinens des Geistes Schadenersatz beansprucht wird. Und doch ist das vor zwanzig Jahren in England der Fall gewesen. Ein altes Schloß, in dem der Geist von Amy Robsart umgehen sollte, war für eine große Summe verkauft worden. Häuser, in denen es spukt, sind sonst gewöhnlich weit unter dem Wert zu haben; in diesem Falle jedoch hatte der Kläger den Wunsch, der stolze Besitzer eines Schlosses zu werden, das eine so berühmte historische Persönlichkeit auch noch nach ihrem Tode zu besuchen pflegte. Dafür hatte er mit Freuden den hohen Preis gezahlt. Als aber der Geist sich durchaus nicht blicken lassen wollte, klagte er auf Wiedererstattung des Kaufgeldes. Er wurde abgewiesen; das Gericht entschied, daß es kein Eigentumsrecht an einem spukenden Geiste geben könne. J. C.

Eine Eisenbahnblockade. — Der Prager Großprior der Malteserritter, Graf Othenio Lichnowski, hatte mit einem befreundeten Gutsbesitzer eine gemeinsame wichtige Reise verabredet. Zu dem Zwecke wollten sie sich auf einem kleinen Provinzialbahnhof treffen, von wo sie die Fahrt zusammen fortsetzen konnten. Der Gutsbesitzer schien sich aber verspätet zu haben. Der Zug fuhr ein, der Graf war da, doch der Gutsbesitzer fehlte. In ziemlicher Ferne war aber auf der Landstraße sein in höchster Eile heransausender Wagen zu bemerken. Fünf Minuten würde es wohl kosten, bevor er anlangte.

Der Großprior verhandelte mit dem Stationsvorsteher, den Zug so lange festzuhalten. Der aber erklärte es für unmöglich, da der Zug bereits Verspätung habe. Lichnowski legte sich aufs Bitten — vergebens. Ein hitziger Wortwechsel folgte, den schließlich der geistliche Würdenträger damit beendete, daß er ausrief: „Da müssen wir eben andere Saiten aufziehen," und sich vor der Maschine platt auf das Geleise setzte. Weder durch Güte, noch durch Gewalt war er vom Fleck zu bringen, bis sein Freund angekommen und im Zuge untergebracht war. Dann stieg auch er hinein, und die erfolgreiche Blockade war aufgehoben. C. D.

Wie der Tod in die Welt kam. — Früher war über die ganze Erde die Meinung verbreitet, die Menschen hätten weit länger gelebt als heute, ja, sie wären anfangs überhaupt nicht gestorben, bis eben der Tod in die Welt kam. Einige besonders eigenartige Ansichten, die sich unter den verschiedenen Völkern fortgeerbt haben, seien im folgenden wiedergegeben.

Der Stamm der Sulu bringt mit dem Tode das Chamäleon und die Eidechse in ursächliche Verbindung. Dem Gotte Umukunkulu gefielen die von ihm neugeschaffenen Menschen so sehr, daß er ihnen durch das bräunliche Chamäleon gnädigst mitteilen ließ, sie brauchten niemals zu sterben, sondern könnten immer auf der Erde bleiben. Darüber freuten sie sich so, daß sie nichts Eiligeres zu tun hatten, als sich von nun an alle Tage in Hirsebranntwein gründlich zu betrinken. Sie kümmerten sich um Umukunkulu nicht mehr, brachten ihm keine Opfer und taten, wozu sie Lust hatten. Da sah Umukunkulu ein, daß er eine fürchterliche Dummheit gemacht hatte. Aber er durfte als Himmelsgott doch sein Wort nicht brechen, sonst hätten ihn ja die Menschen selber totgeschlagen! Also schickte er die Eidechse in die Welt, und sie mußte erzählen, das Chamäleon habe gelogen. Als die Menschen das hörten, da ergrimmten sie gar sehr und zogen aus, um das Chamäleon zu töten. Als dieses sie von weitem kommen sah, erschrak es so sehr, daß es ganz weiß wurde. Und da die Menschen es nun nicht mehr erkannten, entging es ihrer Verfolgung. Damit aber kam der Tod in die Welt, und seitdem wechselt das Chamäleon auch die Farbe.

Eine Sage der Indianer Nordamerikas berichtet, daß den ersten Menschen auf der Erde das Kranksein etwas ganz Unbekanntes gewesen sei. Sie lebten ungleich länger als heutzutage, an die zweitausend Jahre, und starben erst, wenn sie sich die Beine abgelaufen und den Schlund abgeschluckt hatten.

Bei vielen Völkern herrscht auch die Ansicht, daß die Frauen daran schuld seien, daß der Tod in die Welt kam. Der Gott Kururuman, so sagten die Kariben, ein heute fast ganz ausgestorbener Volksstamm, habe anfangs nur Männer geschaffen. Und er erlebte nur Freude an seinen Geschöpfen. Sie lebten

in Eintracht, waren fröhlich und wußten nichts von Krankheit und Tod. Aber Kururuman hatte eine Gemahlin, die Göttin Kelimina, und diese ärgerte sich, daß ihr Geschlecht gar nicht auf der Erde vertreten war. Sie ging also hin und schuf eigenmächtig ebenso viele Weiber, wie Männer vorhanden waren; ihre Geschöpfe führte sie selbst den Männern zu. Darob entstand große Freude unter den Männern. „Welch niedliche Tierchen das sind!" sagten sie. „Sie sehen ja beinahe aus wie wir." Und jeder Mann nahm sich ein Weibchen und lebte mit ihr ein lustiges Leben. Aber dies lustige Leben dauerte nicht lange. Dann wollten die Weiber bald dies, bald jenes, das andere hatten, und es gab Zank, Zwietracht und Kampf, Diebstahl und Mord. Der Unfug ärgerte den Gott Kururuman und er führte zur Strafe auf der Welt das Sterben ein.

Höflicher gegen das weibliche Geschlecht ist die Todsage der Grönländer. Sie erzählt: Der erste Mensch, Kaliak, war ein Mann und lebte ganz allein auf der Erde, viele tausend Jahre. Not kannte er nicht, denn es gab Fische und Seehunde in Fülle, und Tran konnte er haben, so viel er wollte. Aber schließlich wurde ihm die Sache in dem langen Winter, wo er in seiner Hütte hocken mußte, doch langweilig. Die Nacht dauerte ja auch vier lange Monate. Da sah er eines Tages wehmütig seinen Daumen an und seufzte: „O, du liebster von allen Fingern! Ein Stück von dir gäbe ich drum, wenn ich nicht mehr allein auf der Welt wäre!" Kaum hatte er das gesagt, da spürte er, wie der Daumen plötzlich größer und größer wurde. Endlich zeigte sich deutlich zunächst ein niedlicher Kopf mit langen Haaren und zwei munteren Augen, dann wuchsen zwei runde Arme und zwei ebensolche Beine nach, ein Körper drängte sich dazwischen, und als das Ganze fertig war, da war es das hübscheste Mädchen, das ein Grönländer sich nur wünschen kann. Nun war Kaliaks Wunsch erfüllt, er brauchte in der langen Winternacht nicht mehr allein zu sein. Freilich war sein Daumen um ein Glied kürzer geworden und blieb auch so. Langeweile hatte Kaliak nicht mehr, und noch vergnügter wurde er, als sein Daumenweibchen ihn mit kleinen Buben und Mädchen be-

schenkte, ohne daß er noch mehr Glieder seines Daumens dafür herzugeben brauchte. Aber seine Freude dauerte nicht lange. Die kleinen Kaliake und Kaliakinchen, die da herumsprangen, wollten auch essen, und so viel auch Kaliak herbeischaffte, immer, wenn er sich selbst zum Essen niedersetzen wollte, war die Schüssel schon leer. Und ebenso ging es seinem Weibe. Sie wurden beide mager und litten an trübseligen Gedanken. Das Weib sah zuerst ein, daß es so nicht fortgehen könne. „Höre, Mann," sprach sie, „unserer Kinder sind so viele und auch sie haben schon wieder Kinder. Das Land ist nicht reich genug, um uns zu nähren. Deshalb ist es besser, daß wir Platz machen. Wir wollen sterben!" Der Mann hatte nichts dagegen, und sie legten sich also hin und starben. Dadurch aber kam der Tod in die Welt, und die Alten starben immer den Jungen vorweg, damit diese genug zu leben hatten. O. Th. St.

⊡ **Bundestreue.** — Noch toben die Wetter der Schlachten, und schon erheben sich Stimmen, die dem engsten Zusammenschluß von Deutschland und Österreich-Ungarn nach dem Frieden das Wort reden. Kürzlich hat der hervorragende ungarische Politiker Graf Julius Andrassy die Äußerung getan: „Die nächste Wirkung der siegreichen Beendigung des Krieges wird eine noch weitere Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland sein. Nach außen werden die beiden Kaiserreiche entweder gemeinsam oder wenigstens einander unterstützend auf Grund gewisser gemeinsam ausgearbeiteter Grundsätze auftreten. Die Grundlage der Vereinbarung muß die gegenseitige Wertschätzung sein." Was hier angedeutet wird, wird sicher in Erfüllung gehen, denn es ist die von selbst heranreifende Frucht aus der Wahrung der Bundestreue, die Deutschland wie Österreich-Ungarn ihre bodenwüchsige Kraft und Macht verlieh. „Treu und beständig!" dieser Wappenspruch wird auch künftig über der Waffenbrüderschaft zwischen den Stämmen Deutschlands und den Völkern Österreich-Ungarns schweben, und das treue, beständige Zusammenhalten wird fürderhin beide Reiche vorwärts und empor führen gegen alle Machenschaften ihrer Feinde und Neider. — Ein sinniges Symbol dieser unverbrüchlichen Bundes-

treue stellt unser diesjähriges, künstlerisch auf das sorgfältigste ausgeführtes, vielfarbiges Prämienbild dar, das die Herrscher der beiden in sieghafter Treue verbündeten Staaten, Kaiser



Bundestreue.

Wilhelm II. und Kaiser Franz Joseph, bei ihrer letzten geschichtlichen Zusammenkunft in Schloß Schönbrunn wiedergibt. Das nach einem Gemälde von Walter Ditz angefertigte Gedenkblatt, das eine Bildgröße von 42 Zentimeter Breite und 57 Zentimeter Höhe aufweist, darf als ein für alle Familien geeigneter

erlesener Zimmerschmuck bezeichnet werden. Es wird unseren Lesern zu dem außergewöhnlich niedrigen Preis von 1 Mark 50 Pfennig von jeder besseren Buchhandlung geliefert.

Der Schwindel der Schlangenbeschwörer. — Giftfeste indische Schlangenbeschwörer sind nach Dr. Forrers Bericht meist nur geschickte Gaukler und Schwindler. Forrer gelang es in langen Jahren seines Lebens im innersten Indien, viele dieser Trüger und Täuscher zu entlarven. Um festzustellen, ob die Schlangenbändiger durch Musik auf ihren meist dudelsackähnlichen Flöten auch freilebende Schlangen heranzulocken vermöchten, versprach Forrer zwei Schlangenbeschwörern guten Lohn, wenn sie eine schwarze Kobra, die in seinem Garten unter einem Ameisenhaufen hauste, unschädlich machen würden. Die Gaukler setzten sich vor dem Schlupfwinkel der Schlange auf die Erde und bliesen auf ihren Flöten. Nach einiger Zeit steckte die Kobra ihren Kopf aus dem Loch. Einer der Inder griff sie geschickt mit Daumen und Zeigefinger am Halse, so daß sie nicht beißen konnte. Dann versuchte er sie zum Tanzen zu bewegen, indem er ein Stückchen einer weißen Wurzel über ihren Kopf hielt. Die Schlange versuchte zu entkommen, schien aber halb betäubt, und wurde immer wieder zurückgebracht. Endlich fing sie an, sich langsam um sich selbst zu drehen. Ein Bekannter Forrers, der als Beobachter diesen Vorgängen folgte, frug den Inder, was er getan hätte, wenn der Schlange es gelungen wäre, ihn zu beißen, und erhielt die Antwort, daß er ein sicheres Heilmittel immer bei sich führe und darum nichts zu fürchten habe. Mehr scherzhaft als im Ernst gemeint bot man ihm fünf Rupien, wenn er sich von der Kobra beißen ließe. Sofort steckte der Inder dem Reptil einen Finger in den Rachen. Als er ihn zurückzog, waren zwei leicht blutende Punkte auf der Haut zu sehen. Er gab die Schlange seinem Gefährten, der sie in einem Korb barg, brachte ein Stückchen verbrannten Knochens, den er als „Schlangenstein" bezeichnete, aus der Tasche und hielt ihn an die Wunde. Nach kurzer Zeit nahm er den Stein weg und erklärte, daß alles Gift aus der Wunde gezogen sei. Dann warf er den „Schlangen=

stein" in eine Schale voll Milch, auf deren Oberfläche sich kleine Tropfen einer öligen, strohgelben Flüssigkeit zeigten. Forrers Bekannter holte ein junges Huhn, brachte ihm eine geringfügige Schenkelwunde bei und bestrich die blutende Stelle mit der gelblichen Flüssigkeit. Das Huhn starb nach zehn Minuten unter Vergiftungserscheinungen.

„Und doch," schreibt Dr. Forrer, „konnte ich meinen Bekannten bald überzeugen, daß er von den beiden Indern getäuscht worden war. Wir luden einige Freunde ein, die den Gauklern scharf auf die Finger sehen sollten, und bestimmten die gleichen „Beschwörer", in einem anderen Garten nach Schlangen zu fahnden. Die Inder — völlig ahnungslos — hatten, soweit wir sehen konnten, nur ihre Flöten bei sich, die Suche im Garten begann, und bald entdeckte einer der Gaukler in einem Erdloch das Gesuchte. Er zog die Schlange heraus und schleuderte sie auf den Boden. Nach Aussage der Diener hauste in der Erdhöhle unter einem Baum eine große Kobra. Das Loch war vorhanden. Der Gaukler spielte eine Weile auf seiner Flöte und griff dann mit bloßem Arm in die Höhle. Überrascht und erschreckt traten die Umstehenden zur Seite, als er eine riesige Kobra hervorzog, die sich wütend krümmte und drohend zischte. Er ließ sie fahren, worauf sie sich aufrichtete und wütend nach ihm züngelte. Dann packte er sie im Nacken, drückte sie mit einem Gabelholz zu Boden und zerstörte ihr mit einem Tuche die Giftzähne. Freigelassen, richtete sich das Tier auf, machte schwankende Bewegungen, folgte dabei aber nicht dem Takte der Musik, sondern den Körperbewegungen des Bläsers.

Nichts konnte überzeugender sein! Hatten wir doch den Mann keinen Augenblick aus den Augen gelassen!

Trotzdem zweifelte ich an der Wahrheit der ganzen Vorgänge. Als wir die Inder aufforderten, auch ihre Turbane und Gewänder abzulegen und die Suche so fortzusetzen, fingen sie an, Ausflüchte zu machen, was unser Mißtrauen nicht verringerte. Wir drohten ihnen mit genauer Körperuntersuchung, da warfen sie sich, um Gnade winselnd, vor uns nieder. Sie wären gerne bereit, alles zu erklären, nur sollen wir sie nicht verraten. Wir

erfuhren folgendes: Nachdem ihnen die Giftzähne genommen sind, werden die Schlangen einzeln in Säcke gesteckt, deren Öffnung mit einer Schleife zu schließen ist, die man nur zuzuziehen braucht. Der Sack — der gewissermaßen als Gürtel dient — wird mit der Öffnung nach oben an der Schnur befestigt, die alle Eingeborenen um den Leib tragen. Während der „Beschwörer" die Achtsamkeit der Zuschauer nach Punkten lenkt, wo er Schlangen vermutet, bückt er sich und rafft mit der rechten Hand etwas Gras oder Erde auf, um sich scheinbar den Zugang zum Schlangenloch zu bahnen; zugleich öffnet er mit der Linken die Sackschleife und läßt die Schlange in seine Hand gleiten. Dann reckt sich der Gaukler auf, zeigt das Reptil, und alle Zuschauer gewinnen den Eindruck, als sei es im Augenblick erst aus dem Schlupfwinkel gezogen.

Alles übrige beruht auf ähnlichem Trug. Die Schlangen- oder Nagawurzel, die von der indischen Aristolochia stammt, wirkt durch ihren Geruch betäubend auf die Reptile, so daß sie leichter zu greifen sind. Der „Schlangenstein", dem das angeblich „ausgezogene" Gift in der Milch entquillt, wird vorher mit Schlangengift gesättigt. Um es Leichtgläubigen glaubhaft erscheinen zu lassen, daß die gezeigten Kunststücke wirklich mit gefährlichen Schlangen unternommen wurden, steckt der Gaukler vorher Giftzähne in ein Tuch, das er den Reptilen zum Hineinbeißen vorhält, um den staunenden Zuschauern die kleinen todbringenden Waffen im Stoffe zu zeigen.

Es sind harmlose Tiere ohne Giftzahn, von denen die Gaukler sich beißen lassen. Die blutende Wunde beweist den Gaffern, daß der „Beschwörer" sein Leben aufs Spiel setzt, vielleicht um eine zahlreiche, hungrige Familie zu ernähern — wofür ihm reichliche Gaben werden. Auch der heilkräftige „Schlangenstein", der nichts als ein halbverkohltes Stück Knochen ist, bringt dem Gaukler Geld. Der Glaube an die Wirksamkeit des Schlangensteins gegen den Biß giftiger Tiere gerät Tausenden zum Unheil, die lieber zu diesem trügerischen Mittel greifen, statt zum Arzt zu gehen. Alle Aufklärung erweist sich als vergeblich, und auch schwere Gefängnisstrafen, welche die Verkäufer dieses

Geheimmittels bedrohen, nützen wenig. Zu Tausenden sterben jährlich Leute der untersten Schichten in Indien an Giftschlangenbissen und ihrer schlechten Behandlung; die Hauptschuld daran trägt nicht zuletzt die große Masse der „Schlangenbeschwörer" mit ihren trügerischen Schaustellungen. W. K.

Guter Rat eines amerikanischen Advokaten. — Ein hessischer Bauer, der nach Nordamerika ausgewandert und in einem New Yorker Gasthof abgestiegen war, übergab, da er sich vor Taschendieben fürchtete, seinem Hotelwirt einen Hundertdollarschein zur Aufbewahrung. Als er aber den Wirt am nächsten Tage um Rückgabe des Scheines bat, erklärte ihm der zu seinem größten Erstaunen, daß er von einem Hundertdollarschein durchaus nichts wisse.

Der Bauer ging hierauf zu einem Rechtsanwalt, der ihm von einem bereits in New York ansässigen Landsmann empfohlen worden war, und bat ihn um Rat und Beistand.

„Verschaffen Sie sich einen anderen Hundertdollarschein," sagte der Advokat nach einiger Überlegung, „und gehen Sie mit diesem in Begleitung Ihres Landsmannes nach dem Hotel zurück. Entschuldigen Sie sich bei dem Wirt wegen des ihm gestellten Verlangens, indem Sie sagen, Ihr Gedächtnis habe Ihnen einen Streich gespielt, da Sie bei Ihrem Eintreffen in New York so viele neue Eindrücke empfangen hätten. Deponieren Sie den zweiten Hundertdollarschein in Gegenwart Ihres Freundes, dann kommen Sie wieder zu mir."

Ohne den Zweck dieser Anleitung zu erkennen, befolgte sie der Bauer genau und ging dann wieder zu dem Rechtsanwalt.

„Nun," sagte dieser, „gehen Sie morgen allein zu dem Wirt und bitten ihn um den Hundertdollarschein. Da er weiß, daß Ihr Freund gesehen hat, wie Sie ihm den Schein gaben, wird er Ihnen den zweiten Schein anstandslos zurückgeben. Tags darauf gehen Sie aber nochmals — diesmal wieder in Begleitung Ihres Freundes — zu dem Wirt und verlangen dreist Ihre hundert Dollar, womit Sie den ersten dem Wirt übergebenen Schein bezeichnen, zurück. Da er keinen Zeugen dafür hat, daß er Ihnen den zweiten Schein zurückgegeben hat, bleibt ihm nichts übrig, als Ihnen wohl oder übel auch den ersten Schein zurückzugeben."

Die List glückte vollkommen. R. v. B.

Umgangene Verfügung. — Wie man sich bei einigermaßen weitmaschigem Gewissen auch über die strengsten testamentarischen Bestimmungen hinwegsetzen kann, zeigt folgende kleine Geschichte.

Ein Mann, der sich aus den bescheidensten Anfängen hinaufgearbeitet und durch Fleiß und Tüchtigkeit ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, glaubte Grund zu der Besorgnis zu haben, daß seine Nachkommen sich bald ihrer geringen Abstammung schämen dürften. Er baute nun sich und ihnen in einer der herrlichsten Gegenden des südlichen Frankreichs ein großes, schönes Haus und kaufte das umliegende Land zu einem parkähnlichen Garten zusammen. Dann ließ er sich malen und zwar in seinem früheren Arbeitsanzuge mit einem Bündel Handwerkszeug in der Hand. Und in seinem Testament verfügte er, solange dies sein Bild im Speisezimmer über dem Kamin wie jetzt seinen Platz behalte, solle das ganze Besitztum seinem Sohne und dessen Erben gehören, sobald das Bild aber von dort entfernt werde, sollte das Haus nebst Garten einer wohltätigen Stiftung zufallen.

Den reichen Emporkömmlingen war nach seinem Tode, wie er es vorausgesehen hatte, dieser gewöhnliche Mensch in der Arbeiterbluse überm Kamin je länger desto mehr ein Gegenstand des Abscheus, und daß sie ihn allen Besuchern als Gründer ihres Hauses vorstellen sollten, wurde ihnen unerträglich. Da fanden sie einen „sinnreichen“ Ausweg aus der Verlegenheit. Ein berühmter Maler wurde beauftragt, auf der Holztafel, die das Bildnis des Vaters trug, die Rückseite mit einem ritterlichen Kreuzfahrer zu bemalen, der genau die Züge des armen Arbeiters auf der anderen Seite erhielt. Nun wurde dieselbe Tafel wieder auf den ihr zugewiesenen Platz überm Kamin gehängt — freilich mit dem Kreuzfahrerbilde nach oben. Ohne sich seiner noch schämen zu müssen, stellt die Familie noch heutigentags jedem neuen Besucher den Kreuzritter als den Ahnherrn und Gründer ihres Hauses vor und tröstet sich damit, daß sie damit ziemlich nahe bei der Wahrheit bleibt. C. D.

Der wahre Täter. — Im Mittelalter mußte bekanntlich jeder Fürst auch einen Hofnarren oder „lustigen Rat“ haben.

So hatte auch Herzog Cosimo von Medici (geb. 1389) einen, der seiner Mißgestalt wegen nur kurzweg der „Bucklige" genannt wurde. Dieser Hofnarr war nicht ohne Bildung und hatte einen scharfen und feinen Verstand.

Ein Edelmann, ein berüchtigter Raufbold, war vom Herzog Cosimo wegen abermaligen Zweikampfs, in dem er seinen Gegner erstochen hatte, zum Tode durch das Schwert verurteilt worden. Die Familie des Getöteten schrie nach Rache, während seine Verwandten und Anhänger den Herzog bestürmten, abermals Gnade walten zu lassen. Der Herzog selbst schwankte hin und her, ob er das Todesurteil gegen den einflußreichen Vasallen sollte vollziehen lassen oder nicht.

Da gewann die Familie des Getöteten den lustigen Rat für sich, und diesem gelang es auf folgende schlaue Art, den Herzog zu bestimmen, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen.

Als gerade wieder die Verwandten des Mörders beim Herzog waren, und ihn fast schon überredet hatten, den Schuldigen frei zu lassen, ergriff der Hofnarr das Wort und sagte zum Herzog: „Ei, Gevatter, laß ihn doch laufen! Er hat einen anderen im Zweikampf erschlagen. Was liegt daran? Dergleichen kommt doch alle Tage vor!"

„Wie?" versetzte der Herzog, „du sprichst auch für ihn? Ja, wenn es der erste wäre, den er getötet hätte, so möchte ich wohl Gnade walten lassen, aber er hat schon eine ganze Anzahl edler Ritter umgebracht und darum muß er sterben."

„Nun, wenn ein einziger Totschlag verziehen wird," sagte der Narr, „so ist er frei. Denn du irrst. Er hat in Wahrheit nur einen einzigen getötet, den ersten, die anderen aber hast du selbst umgebracht, Gevatter! Denn hättest du ihn gleich beim erstenmal um einen Kopf kürzer gemacht, so würde er es sich wohl haben müssen vergehen lassen, noch andere anzufallen."

Herzog Cosimo fühlte sich im Gewissen getroffen, blieb unerbittlich, und der Duellant erlitt die verdiente Strafe. F. Z.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Karl Theodor Senger in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Pasch instalt



Vor der B

infolge vo

Ohne Ope

Medico-me
Massage.
Kriegsteilnel



in Funktio
das Haar
die Firma u
lyse.) Der

eignet
Fürst
Mit 14



